

Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen

Jahrgang 13 / Folge 25

Hamburg 13, Parkallee 86 / 23. Juni 1962

3 J 5524 C

Wachsendes Mißbehagen

EK. „Mit Genugtuung“ soll — so berichteten die Blätter bei uns und in Amerika — Washington die Kunde aufgenommen haben, daß in dem wahrscheinlich schon zu neunzig Prozent kommunistisch besetzten und unterwanderten asiatischen Königreich Laos nun unter dem Vorsitz eines sehr zwielichtigen „Neutralisten“ und unter Beteiligung kommunistischer Funktionäre eine „Regierung der nationalen Einheit“ gebildet worden sei. „Ermutigt“ fühle sich das amerikanische Staatsdepartement durch die Tatsache, daß die Warschauer Paktstaaten unter Moskaus Führung immerhin eine Fortsetzung der amerikanisch-sowjetischen Gespräche befürworteten und noch keinerlei Termine für eine Lösung des Berliner Problems gesetzt hätten. So las man es in anderen Blättern. Man kann solche Äußerungen nur mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen, wenn man die näheren Umstände kennt. Die Sowjetunion und ihre Trabanten haben sich nämlich nur für eine „vorläufige Fortsetzung der Erkundungsgespräche über die Zukunft West-Berlins“ ausgesprochen und dabei erneut alle jene ganz unerträglichen und unzumutbaren Forderungen erneuert, die uns hinreichend bekannt sind. Sie fordern weiter den Abzug der westlichen Truppen aus der deutschen Hauptstadt, sie fordern weiter die Umwandlung West-Berlins in eine „freie Stadt“ im Stile Chruschtschew und damit in einen Tummelplatz kommunistischer Drangsalierung und Unterwanderung. Moskau hat abermals mit dem sogenannten Separatfrieden zwischen Chruschtschew und Ulbricht gedroht und sein Ansinnen der Kapitulation in keiner Weise reduziert. Es gehört weiter schon ein geradezu lebensgefährlicher Optimismus dazu, anzunehmen, die an sich in der Regierung selbst vertretenen Kommunisten von Laos würden diesmal dem Lande eine Chance echter Neutralität geben. Wie kann man also hier von „Genugtuung“ und „Ermutigung“ sprechen? Werden hier nicht in bedenklicher Weise Hoffnungen geweckt, zu denen nicht der mindeste Anlaß gegeben ist?

Gefährliches Wunschdenken

Es gibt offensichtlich in dem Kreise der Berater des Weißen Hauses heute einflußreiche Männer, die sich immer noch gewissen Wunschvorstellungen hingeben, die einst in etwas anderem Stile vor allem von dem unseligen Präsidenten Roosevelt und seinen Freunden gehegt wurden. Wir wissen, wie damals Franklin Roosevelt in dem Wahlkampf, man könne mit einer zunehmenden „Liberalisierung“ der kommunistischen Diktatur-Regime rechnen und man werde den „guten Onkel Joe“, Joseph Stalin, dazu bewegen, künftig Kompro-

misse mit der freien Welt zu schließen. Wir haben erlebt, was bei dieser schlimmsten politischen Fehlkalkulation unseres Jahrhunderts herausgekommen ist. Die Armeen der sowjetischen Diktatur standen urplötzlich an Elbe und Werra. Während die amerikanischen und britischen Soldaten entlassen wurden, machte die Rote Armee sich bereit, weiter in das zerstörte und wehrlose Deutschland und nach Westeuropa vorzustoßen. Erst in allerletzter Stunde wurde jenes westliche Verteidigungsbündnis geschaffen, wurden jene Worte gesprochen, die den Siegerübermut der beutegustigen Sowjets etwas dämpften. Alle ehrlichen Versuche, eine echte Entspannung, eine wirkliche Lösung der nicht zuletzt durch Roosevelts verheerende Politik heraufbeschworenen Probleme zu finden, sind in den folgenden Jahren gescheitert, weil Moskau einmal seine Beute in vollem Ausmaß behalten, zum anderen das kommunistische Regime in Mitteldeutschland behaupten und verstärken wollte. Es hat nie einen Zweifel daran gegeben, daß der Kreml nie einer echten Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit zustimmen würde. Seine weiter gesteckten Ziele, nämlich das Überrollen West-Berlins und die Umwandlung der Bundesrepublik in einen Tummelplatz kommunistischer Untergrundarbeit, hat er kaum verhehlt.

Falsch kalkuliert

Man darf sich allen Ernstes fragen, worauf sich heute eigentlich noch die Hoffnung einiger Berater des Präsidenten Kennedy stützt, die Sowjets würden auch nur eine echte Lösung der aktuellen Berlin-Probleme zu einem Preis anbieten, den Nationen erwägen können, die sich zur Freiheit und zum unteilbaren Recht auch für die Deutschen bekennen. Haben nicht mehr als vier Jahrhunderte seit der roten Oktober-Revolution allen denkenden Politikern klargemacht, daß mit der Sowjetunion überhaupt nur von einer festen und durch nichts zu erschütternden Position verhandelt werden kann? Weiß man nicht seit langem, daß noch so weitgehende Kompromisse und Angebote der freien Welt die Unterhändler des Kremls immer nur veranlassen, noch viel gewichtiger und unverschämter neue Forderungen anzumelden? Walt Rostow, der Chef der Washingtoner Beratergruppe, glaubt immer noch an die Möglichkeit, daß sich ein von Berufsrevolutionären geschaffenes Regime allmählich „mildern“, ja „liberalisieren“ könne. Rostow ist sicher ein auf vielen Gebieten, auch der sogenannten politischen Wissenschaft, sehr belesener Mann, den Charakter des revolutionären Weltkommunismus und die Situation der von diesen Regimen berufenen Funktionäre hat er offenkundig bis heute nicht erkannt. Auch wir sind immer für Gespräche und Fühlungen dort gewesen, wo sie einen Sinn haben und wo sie Erfolg versprechen. Wir fühlten uns aber jederzeit verpflichtet, vor Illusionen zu warnen, die in unserer Situation und der unserer Verbündeten höchste Gefahren in sich bergen.

Kritisch gesehen

Wir wissen, welche Last vielseitiger Verantwortung auf dem jungen amerikanischen Präsidenten ruht. Eine kaum überschaubare Präsenz inner- und außenpolitischer Probleme bietet sich dar. Die Rede, die John F. Kennedy bei seinem Amtsantritt vor dem Washingtoner Capitol hielt, atmete Entschlossenheit und sehr viel guten Willen. Erst nach seinem Einzug in das Weiße Haus dürfte allerdings der neue Präsident der Vereinigten Staaten erkannt haben, wie groß nach innen und außen seine Verantwortung ist. Die erste Halbzeit der jetzigen Amtsperiode geht ihrem Ende entgegen. Niemand unterschätzt die Energie, die Kennedy sei-

„Hohe Preise — Hungerlöhne“

Ein Schweizer beleuchtet Chruschtschews Preispolitik

Zu der verlogenen Preis- und Lohnpolitik bemerkt der stets hervorragend informierte Ost-Europa-Korrespondent der „Basler Nachrichten“: „Der Aufruf Moskaus an die Bevölkerung über die Versorgungskrise strotzt von Unwahrheiten, Lügen und Unterstellungen und wurde leider nur lakonisch in der westlichen Presse zitiert. Nicht die Partei, sondern die Schwierigkeiten des stürmischen Wachstums hätten den gegenwärtigen Engpaß in der Versorgung verursacht. Der verbesserte Lebensstandard und die angeblich gewaltig gestiegenen Löhne und Ersparnisse der Sowjetbevölkerung könnten die dekretierte ‚vorübergehende‘ Preiserhöhung von wichtigen Lebensmitteln leicht verschmerzen lassen. Dies wird dreist erklärt, während das ganze Land genau weiß, daß der Durchschnittsbürger buchstäblich einen Hungerlohn erhält. Man braucht nur die ärmliche Bekleidung und die besorgten Gesichter von Menschen auf den Bahnhöfen der sowjetischen Provinz zu betrachten, um einen Begriff von der unbeschreiblichen Armut und Not der Bevölkerung zu erhalten. Dazu einige Lohnbeispiele. Die Arbeiter in Moskau, Kiew und Odessa verdienen monatlich 60 bis 120 Rubel. Es gibt jedoch viele Putzfrauen, welche nur 36 Rubel verdienen. Ein Automechaniker verdient 100 Rubel und flucht. In den Kohlengruben lindet man Verdienste bis gegen 300 Rubel. Der Lohn einer Krankenschwester in Moskau beträgt 50 Rubel. Eine Lehrerin verdient 60 Rubel, ein Schuldirektor 100 Rubel. Keine Kunst, daß die Frauen überall gezwungen sind, auch zu arbeiten, um die Familie durchzubringen. Jetzt kann sich jeder leicht ausrechnen, wie das Familienbudget eines gewöhnlichen Sowjetbürgers durch die neuen ‚Geschenke‘ des Kremls belastet wird. Wir müssen noch auf die illusorische Beruhigungsspiele hinweisen, welche im Dekret enthalten ist. Die staatlichen Einkaufspreise für Fleisch und Butter wurden gleichzeitig um 25 bis 35 Prozent erhöht. Das ist jedoch, wie uns scheint, eine trügerische Rechnung, da die Kolchonen und Sowchosen diese Erhöhungen für ihren technischen Ausbau werden und nur ein Bruchteil davon den Bauern, den Direktproduzenten, zugute kommen wird.“



Die katholische Pfarrkirche St. Johannes zu Wormditt

Der Bau begann unter dem ermländischen Bischof Hermann von Prag, der 1341 bis 1349 in Wormditt residiert hat. Durch die Vielfalt der Kapellendächer, Ubereckliaken, Spitzbogenblenden und durchlaufenden Friese wird das Architekturbild in reicher Fülle belebt. — Über die Geschichte der Stadt, die vor 650 Jahren ihre Handeste erhielt, berichtet ein Beitrag in dieser Folge.

Foto: Deutscher Kunstverlag, München

ner Arbeit widmete, niemand wird allerdings auch übersehen, daß sich manche Hoffnungen, die Kennedy gehegt hat, bis heute nicht erfüllen und daß auf der anderen Seite einige, durchaus nicht immer selbst verschuldete Niederlagen hingenommen werden mußten. Es herrscht heute — das darf nicht übersehen werden — nicht nur in weiten amerikanischen Kreisen, sondern auch in anderen Ländern der freien Welt ein beträchtliches Mißbehagen über den Stand der Dinge und die bisherige Entwicklung. Es mag sein, daß sich dieses Mißbehagen in gewissem Umfang auch in dem Ergebnis kommender amerikanischer Wahlen ausdrücken wird. Bei der sehr wünschenswerten Verstärkung der eigenen amerikanischen Verteidigungskraft und bei der Ermunterung der Verbündeten zu ähnlichen Leistungen hat Präsident Kennedy Zustimmung und Beistand weitester Kreise gefun-

den. Durchaus nicht so einmütig war das Echo auf die amerikanische Politik gegenüber den Sowjets und ihren Trabanten, gegenüber den sogenannten „Neutralisten“. Hier wartet man immer noch auf den Zeitpunkt, wo die größte Nation der freien Welt endlich in überzeugender Weise die Initiative an sich reißt und politisch von der Defensive zur Offensive übergeht. Daß Amerika für eine echte Befriedung, für einen dauerhaften Ausgleich der Interessen eintritt, ist selbstverständlich. Die Grenzen allerdings, in denen gesprochen und verhandelt werden kann, müssen nüchtern und ohne jede Wunschvorstellung klar erkannt werden. Ein Amerika, das fest und unerschütterlich zu seinen Verbündeten steht und das auch für die Rechte dieser Verbündeten ohne Wanken und Zaudern eintritt, hätte eine ungeheure Anziehungskraft. Nur wer aktiv dem Kommunismus gegenübertritt, nur wer wirklich Anwalt für Recht, Freiheit und Friede ist, wird auch die Probleme vor der eigenen Tür lösen. Man wird es in Washington kaum übersehen können, daß nicht nur das Kuba Fidel Castros herausfordernde denn je auftritt, sondern daß beispielsweise in den letzten Wochen zweimal hintereinander in Venezuela kommunistische Militärputsche nur unter vollem Einsatz der Armee niedergeschlagen werden konnten. Die mexikanische Linke hat angekündigt, sie wolle Präsident Kennedy bei seinem Besuch Ende Juni einen „warmen Empfang“ bereiten! In Peru zeigten die Präsidentenwahlen deutlich den wachsenden Einfluß der Kommunisten. Es gibt südlich des Rio Grande kaum eine Republik, in der nicht die Wührarbeit der kommunistischen Weltrevolutionäre beträchtlich zugenommen hat. Die amerikanischen Senatoren haben ihr Mißvergnügen über die Washingtoner Hilfen für das kommunistische Regime in Jugoslawien und in Polen recht deutlich ausgesprochen. Auf der anderen Seite wäre das Weiße Haus sehr schlecht beraten, wenn es nicht das wachsende Mißbehagen alter Verbündeter etwa in Asien (Pakistan), Südkorea usw. sehr ernst nähme. Nur überzeugendes Handeln der Amerikaner, nur der stete Beweis, daß es sich lohnt, Verbündeter und Freund der USA zu sein, kann da draußen bedenkliche Wandlungen aufhalten.

„Das Unrecht niemals billigen!“

Machtvolle Kundgebungen mit Präsident und Kanzler am 17. Juni

—r. Unter dem Leitwort „Menschenrecht für alle Deutschen“ standen zahlreiche machtvolle Kundgebungen am 17. Juni, dem Tage der deutschen Einheit und des Volksaufstandes in der sowjetisch besetzten Zone. Vor Hunderttausenden von Berlinern erinnerte Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer daran, daß der seit dem Volksaufstand bewiesene Drang zur deutschen Freiheit mit goldenen Lettern in unserer Geschichte verzeichnet werde. Die Deutschen in der Sowjetzone hätten ein Bekenntnis zur Freiheit abgelegt, wie es kaum je in einem Volke gegenüber irtgesetzter Unterdrückung von Jahr zu Jahr abgelegt wurde. Allein seit dem 17. Juni 1953 bis Ende Mai dieses Jahres seien mehr als zwei Millionen deutscher Menschen aus dem Bereich des Ulbrichtschen Unterdrückerregimes gelüchtet. Berlins Regierender Bürgermeister Brandt richtete eine blammende Anklage gegen das kommunistische Regime Ulbrichts und wies darauf hin, daß es jedes menschliche Empfinden empören müsse, wenn man drüben auf Wehrlose schieße. Wer so handele, sei

ein Kriegsverbrecher und besudete den Namen unseres Volkes. Die gerechte Strafe werde nicht ausbleiben. Der Kanzler mahnte die Sowjetunion, dem freiheitlichen Denken eine Bahn zu schaffen, der Geist werde schließlich siegen, denn ihm gehöre die Zukunft und nicht der Gewalt. Zu Füßen der schwäbischen Burgruine Hohentwiel betonte der Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke, daß das Unrecht, das an siebzehn Millionen Menschen in der Zone und anderen Ländern geschehen sei, niemals gebilligt werden dürfe. Der Gedanke an Zugeständnisse und Vorleistungen sei nicht nur naiv, sondern auch gefährlich. Wer da glaube, die Billigung des Unrechts als Opfer Deutschlands auf Grund eines verlorenen Krieges verlangen zu können, der gefährde die Freiheit der Welt. Mit allem Nachdruck forderte der Bundespräsident gerade die westdeutsche Bevölkerung auf, über einem Wohlstandsleben nicht den Willen

Schluß auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

zur Verteidigung der Freiheit schwächer werden zu lassen. Lieferungen an Mitteleuropa könnten nur erwogen werden, wenn zwischen Ost- und West-Berlin eine angemessene Bewegungsfreiheit garantiert werde und das unmenschliche Niederschießen von Flüchtlingen aufhöre. Viele seien sich heute noch nicht dessen bewußt, daß die Drohung des Ostblocks, die ganze Welt unter das Joch des Kommunismus zu beugen, ernst gemeint ist und uns allen gilt. Für die Einheit und Freiheit unseres Volkes müßten wir jedes Opfer bringen.

Auf einer Kundgebung in Münster betonte der Bundestagspräsident Gerstenmaier, die Menschenrechte, die von der freien Welt für alle Völker gefordert werden, könnten auch den Deutschen nicht verweigert werden. Wir würden uns nie mit diesen Zuständen abfinden, von den Deutschen könne nicht im Namen des Friedens ein stillschweigender Verzicht auf die nationale Einheit und die Freiheit ihrer Brüder und Schwestern verlangt werden. Auf diese Rechte könnten wir überhaupt nicht verzichten!

Die Villen der Moskauer Bonzen

(OD) — „Im alten Rußland bezeichnete man als Einzelhofbesitzer wohlhabende Bauern, die sich selbständig machten und ein vom Dorf abgesondertes und zurückgezogenes Leben führten. Diejenigen Städter, die Eigentümer von Privathäusern sind und sich von den Menschen und von der ganzen Welt durch hohe Zäune absondern, sind den alten Einzelhofbesitzern irgendwie ähnlich“, heißt es im sowjetischen Parteiorgan „Pravda“. „Die überwiegende Mehrheit der Leser verurteilt die neugebackenen ‚Einzelhofbesitzer‘. In den Briefen wird unterstrichen, daß die Frage über die unziemliche Praxis des Baus von Privathäusern auf Staatskosten richtig und rechtzeitig erhoben worden ist... Die Privathäuser kosten den Staat viel mehr als der Bau vielstöckiger Wohnhäuser. Aber die ‚Einzelhofbesitzer‘ kümmern sich wenig, sie haben ihre eigenen Berechnungen, ihre eigene ‚Privatlogik‘. Die Privathausbesitzer richten sich auf Staatskosten gut ein. Sie bauen Autogaragen und betonierte Keller, legen Zier- und Gemüsegärten an... Die ‚Einzelhofbesitzer‘ werden manchmal von Privatwirtschaften hingerissen und bauschen ihre Privatwirtschaft maßlos auf, indem sie sie vor fremden Augen hinter hohen Zäunen verbergen. Allmählich wird ihre Verbundenheit mit dem Kollektiv schwächer. Sie verlieren das Interesse für das gesellschaftliche Leben und verwandeln sich in Spießbürger... Menschen, die auf Staatskosten ihre eigene ‚kleine Welt‘ errichten, sind schlechte Erzieher und schlechte Kommunisten. Der Leiter soll in erster Linie nicht an sich selbst, sondern an das Kollektiv denken... Die Direktoren des ‚Taschkenter Wasserkanals‘ haben sich eigene Häuser mit Autogaragen und den berechtigten Zäunen gebaut... Die Wurzel des Übels steckt darin, daß man sich in vielen Fällen an Ort und Stelle gegenüber den Liebhabern der Einzelhof-Stille und der hohen Zäune versöhnlich verhält.“

Englands unheilige Allianz

np. Die starken gegen Europa gerichteten Kräfte, die es in England immer gab, beginnen sich angesichts der nahen Entscheidung, ob das Inselreich wirtschaftlich und politisch zum Festland gehören soll oder nicht, langsam zu formieren. Um vereint schlagen zu können, werden „Feinde von Natur aus“ zu dicken Freunden. Hier soll nicht die Rede von der schwachen und einflusslosen britischen KP sein, die selbstverständlich ins anti-europäische Horn bläst, sondern von dem Bündnis, das erreaktionäre, vom alten Empire träumende Konservative mit dem doktrinären Flügel der Labour Party geschlossen haben, der Angst um seine „sozialistische Planung“ hat, die ihm sowieso niemand mehr abnimmt. Auf diese Weise ergibt sich das köstliche Schauspiel, daß Lord Hinchinbrooke und Barbara Castle Hand in Hand geben, vereint in ihrer Abneigung gegen Europa, das dem Lord zu unenglich, der Sozialistin aber zu kapitalistisch ist. Unterstützt werden diese beiden Flügel der beiden Parteien von allerlei „patriotischen“ Gruppen, den Gewerkschaften, die vor ausländischen Arbeitern Angst haben, von Vereinigungen, denen das Commonwealth über alles geht, und von jener Gruppe der Intellektuellen, die ganze Bände mit vermeintlichen Argumenten gegen den Eintritt Englands in die EWG füllen.

Wortführer dieses merkwürdigen Konglomerats ist natürlich die Beaverbrook-Presse. Sie ist zwar politisch nicht ernst zu nehmen, denn sie stand bei jeder Gelegenheit im falschen Lager. Sie ist jedoch trotzdem imstande, viel Staub aufzuwirbeln. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß der „Daily Express“, der „Evening Standard“ und der „Sunday Express“ — von den kleineren Blättern des Presselords ganz abgesehen — die Hälfte der britischen Zeitungsleser mit Meinung oder dem versorgt, was als Meinung ausgegeben wird. Diesen Lesern wird seit Monaten gepredigt, daß Europa eine Art Hölle sei, in der die Deutschen die Rolle des Teufels spielen.

Wird diese unheilige Allianz siegen? Vieles, vielleicht das Entscheidende, hängt natürlich davon ab, ob und in welcher Form die sechs Mitgliedstaaten der EWG die britischen Mindestforderungen akzeptieren. Zu ihnen gehört vor allem das Verlangen Londons, daß es weiterhin seine Commonwealth-Interessen wahren dürfe, die England nicht aufgeben kann, auch wenn es wollte. Wir glauben jedoch, daß am Ende alles ins rechte Gleis kommt, indem sich England mit der EWG arrangiert — aus dem einfachen Grunde, weil ihm etwas anderes gar nicht übrig bleibt. Das scheint uns eine Tatsache zu sein, an der keine noch so starke und noch so scharfschießende britische Opposition rütteln kann. Das ist die Meinung derer, die über das Heute hinausblicken vermögen.

Gegen die amerikanische Polenhilfe

Erster Zusammenstoß zwischen Kongreß und Administration

Washington (hvp). Zum ersten Male ist es zwischen dem US-Senat und der Kennedy-Administration zu einem Zusammenprall in außenpolitischen Fragen gekommen. Es handelte sich um die Frage der Wirtschaftshilfe für kommunistische Länder. Der Senat nahm überraschend mit großer Mehrheit — 57 gegen 24 Stimmen — einen Beschluß an, nach welchem die Hilfslieferungen an die roten Regime in Polen und Jugoslawien eingestellt werden sollten. Ausdrücklich war in diesem Beschluß auch eine Beendigung der Lieferung amerikanischen Überschußgetreides gefordert worden. Dies führte zu energischen Maßnahmen der Regierung, die sich unverzüglich mit den Leitern der demokratischen und der republikanischen Fraktionen im Senat in Verbindung setzte und erreichte, daß beide einen neuen Beschluß befürworteten, nach welchem wenigstens die Lieferung von US-Uerschußgetreide gebilligt wurde. Dieser Beschluß wurde dann angenommen. Nach wie vor gilt aber der erste Beschluß hinsichtlich sonstiger Unterstützung kommunistisch regierter Länder, wovon insbesondere Jugoslawien betroffen ist.

Daß es überhaupt zur Annahme des ersten „globalen“ Beschlusses kam, zeigte, wie eng die konservativen Demokraten und die republikanische Opposition zusammenwirken. Dieser Beschluß, durch den radikal jedwede Hilfe für Polen und Jugoslawien abgeschnitten worden wäre, wurde angenommen, obwohl Senator Mansfield kurz vor der Abstimmung einen Brief des Sonderberaters des Präsidenten, McGeorge Bundy, verlas, in dem behauptet wurde, der von Senator Frank Lausche, Demokrat aus Ohio, eingebrachte Antrag spiele „den schlimmsten Feinden der USA in die Hände“. (!) Diese unglückliche Formulierung bewirkte vielmehr zu ihrem Teil, daß der Antrag mit mehr als Zweidrittelmehrheit angenommen wurde. Zur Revision des Beschlusses war man aber schon deshalb bereit, weil die Senatswahlen vor der Tür stehen und viele Senatoren mit dem kompakten polnischen Wählerelement rechnen müssen. Die Amerika-Polen haben aber die Fortsetzung der Getreidelieferung an das Warschauer Regime ständig gefordert. Die Senatoren haben also einerseits der tiefen Verstimmung der Wählerschaft über die unklare „Ostpolitik“ der Kennedy-Administration Rechnung getragen, andererseits aber auch die wahltaktischen Gegebenheiten berücksichtigt. Man ging also „zwei Schritte vor und dann einen zurück“.

Dies zeigt jedoch deutlich, wie die Stimmung im Senat ist. Sie ist im Repräsentantenhaus noch ausgeprägter, da letzteres als noch konservativer gilt als der Senat. Die Auseinandersetzung um die Polen- und Jugoslawienhilfe wird also wohl späterhin wiederaufgenommen werden, wenn die Wahlen vorbei sind. Das wird auch daraus deutlich, daß selbst die Administration zugab, es sei schwer, dem Kongreß wie der Öffentlichkeit die Zweckmäßigkeit der Hilfe für kommunistisch regierte Länder darzutun.

Die Regierung und die ihr nahestehenden „liberalen“ Senatoren und Abgeordneten bringen vor, es müsse „die Abhängigkeit kommunistischer Länder von Moskau gemildert werden“, und man müsse durch Hilfslieferungen an Polen bekunden, daß „die sich nach Freiheit sehenden Menschen im kommunistischen Machtbereich nicht abgeschrieben sind“. Die „konservative“ demokratische und republikanische „Opposition“ weist diese Argumentation scharf zurück, indem sie zunächst darauf hinweist, daß sowohl Belgrad als auch Warschau außenpolitisch Moskau bedingungslos und uneingeschränkt unterstützen, daß die US-Hilfslieferungen dazu beitragen, Schwierigkeiten in der Versorgungslage des Ostblocks zu beheben, womit Moskau weniger beansprucht und in die Lage versetzt werde, sich auf die Rüstung zu konzentrieren. Schließlich wird auch betont, daß nicht nur in Polen Menschen leben, die sich nach der Freiheit sehnen, sondern auch in den anderen Ostblockländern, und daß also nicht nur ein Ostblockland — Polen — Getreidelieferungen aus Amerika erhalten müsse, sondern alle bzw. nahezu sämtliche „sozialistische Länder“.

Die Auseinandersetzung wird geradezu leidenschaftlich geführt, weil die Administration in dieser Frage der Hilfe für kommunistische Länder einen Kernpunkt ihres außenpolitischen Programms erblickt, während die Opposition die Ansicht vertritt, hier liege eben der „Grundfehler“, es handle sich um eine „Torheit, den Weltkommunismus immer wieder aus seinen Verlegenheiten zu helfen“. Mit bitterer Ironie wurde sogar bemerkt, die führenden Kommunisten „verbergen nur mit Mühe, wie sehr sie sich über unsere unkluge Politik amüsieren, aber sie lassen sich nichts anmerken, weil sie uns eben ausnutzen wollen“. Hieraus geht hervor, daß die Erörterungen noch lange nicht beendet sind.

Priester in Ostpreußen geplündert!

Warschau mid. In Ostpreußen ist es erstmalig zu einer öffentlichen Versteigerung von persönlichem Eigentum katholischer Priester gekommen. Entsprechende Meldungen liegen aus den Gebieten Grünberg, Stettin und Allenstein vor. Versteigert worden sind u. a. Möbel, Hausvieh, Fahrräder und Motorräder, die von den Geistlichen für den Besuch abgelegener Gemeinden dringend benötigt werden. Die Gegenstände wurden geplündert, nachdem die Geistlichen angeblich fällige Steuern nicht entrichtet hatten.

Eine „Handhabe“ für die Plünderungen hat ein rotpolnisches „Gesetz“ vom Juli 1961 geliefert, demzufolge sämtliche Immobilien, die vor dem 9. Mai 1945 deutsches Eigentum waren, dem Warschauer Regime übereignet werden, sofern dies zum Zeitpunkt der Inkraftsetzung des Gesetzes noch nicht geschehen sei. In der Praxis bedeutet dies Gesetz eine Besteuerung des Kirchengüterbesitzes in den deutschen Ostprovinzen, insbesondere die Erhebung von Mietgeldern für Pfarrhäuser und den kirchlichen Besitz an Grund und Boden. Gleichzeitig hob das Gesetz einen Entscheid des Obersten polnischen Gerichts aus den ersten Nachkriegsjahren auf, in dem der katholischen Kirche als Rechtsperson ausdrücklich die Fähigkeit zuerkannt worden war, Eigentümer von Liegenschaften zu sein.

Nach dem Gesetzerlaß vom Juli 1961 waren katholische Priester von rotpolnischen Kommunalbehörden aufgelordert worden, „kirchliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit Ausnahme der Kirchen selbst“ sowie den „in ihrem Besitz befindlichen bewirtschafteten Boden, sofern er die Größe von einem Hektar überschreitet“, steuerpflichtig anzumelden. Infolge einer einseitigen Weigerung der Priesterschaft, derartige Anmeldungen vorzunehmen, waren die

genannten Liegenschaften auf Grund „einseitiger Protokolle“ in Staatseigentum übernommen und Steuern ausgeschrieben worden. Als Folge gaben die Geistlichen in der Regel die Bodenbewirtschaftung auf, waren aber trotzdem nicht in der Lage, die hohen Steuern für die „Benutzung“ der Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu entrichten, die nunmehr als Staatseigentum mit „priesterlichen Pächtern“ galten. Nunmehr hat Warschau begonnen, sich am persönlichem Eigentum der katholischen Priester „schadlos“ zu halten.

Die Freiheit fordert Bekenntnis!

M. Eßlingen. Einer der wichtigsten Momente der Eßlinger Begegnung ostdeutscher Künstler war die Ansprache von Staatssekretär Dr. Peter Paul Nahm, der u. a. ausführte: „Unser Eßlingen ist die Begegnung an einer Kreuzung von Straßen der Freiheit! Eßlingen ist eine Absage an die bewußte Vereinzelung, an die Absolutheit der Einzelperson, an die Überbewertung des Ich, an die Atomisierung der menschlichen Gesellschaft.“ „In eine Zeitwende gestellt, die den großen Wandlungsprozessen der Menschheitsgeschichte nicht nachsteht, ist uns die Freiheit als die Prüfungsaufgabe gesetzt.“ „Niemand ist frei von der Verantwortung für seinen Mitmenschen — auch der Künstler nicht. Die Freiheit duldet keine Neutralität. Sie fordert Bekenntnis, Mut, Folgerichtigkeit und Beispiel.“ Staatssekretär Nahm, dem langer Beifall dankte, sprach von der Sorge, daß angesichts des „Wunschkatlogs“ des salten Bundesbürgers gegenüber der Sehnsucht der aus der SBZ gekommenen geistig Schaffenden „an den von der Freiheit Übersättigten mehr Freiheitssehnsucht sterbe als an den Unterdrückern“!

80 Schafe auf 50 000 ha Weide . . .

„Prawda“ wettert gegen sowjetische Viehzüchter

(OD). Das Neuland, das dem Volk Milliarden Pud Getreide geliefert habe, müsse jetzt Millionen Tonnen von Fleisch liefern, erklärte N. S. Chruschtschew in ZELINOGRAD. Wie „PRAWDA“ berichtet, wurden auf der Konferenz Berechnungen angestellt, die zum Ziele haben, 75 Ztr. Fleisch pro 100 ha Ackerland und 16 Ztr. pro 100 ha der übrigen Anbauflächen zu erzeugen. Die Viehzüchter der Region hätten errechnet, daß sie dieses Ziel 1970 erreichen könnten. 60 Sowchosen der Region jedoch hätten aber heute noch keine Schafe, und viele andere Wirtschaften hätten sich bislang nur Farmen von winzigem Ausmaß angelegt. Im Sowchos Kalinin entfallen auf 50 000 ha Weideland nur 80 Schafe. Dabei ist man ungehalten darüber, daß diese wenigen Schafe keinen Nutzen, sondern nur Verluste einbringen. Im Jahre 1953, kurz vor der Urbarmachung neuer Territorien, gab es in den Neulandgebieten Kasachstans 3 207 000 Schafe. Obwohl in

den drei folgenden Jahren die Futterbasis verstärkt wurde, nahm die Stückzahl der Schafe nicht nur nicht zu, sondern verminderte sich sogar um 70 000. Eine beträchtliche Menge Hammelfleisch wurde nicht geliefert, ganz zu schweigen von der Wolle. Bei einem Vergleich der Zuchtberichte und Rechenschaftsmeldungen hätten sich große Divergenzen mit der Wirklichkeit und Vorspiegelung falscher Tatsachen herausgestellt. So wurden auf dem Sowchos W. 193 Lämmer und 177 Schafe, die überhaupt nicht existierten, zusätzlich in den Rechenschaftsberichten angeführt. Auf dem Sowchos T. wurden fast 1000 Lämmer auf weite Sicht als Jungschaf angegeben, weil ja von Hammeln kein Nachwuchs zu erwarten ist“. Obwohl im Neuland auch objektive Schwierigkeiten vorhanden seien, so gäbe es doch dort in der Schafzucht unzählige Fälle „von Fehlern, Versagern und offenen Mißbräuchen“.

Von Woche zu Woche

Den „Tag der deutschen Einheit“ begingen zum Gedenken an den Aufstand vom 17. Juni 1953 auch die sechs amerikanischen Bundesstaaten Illinois, Michigan, Iowa, Alabama, Colorado und Oregon.

In Gefängnissen der sowjetisch besetzten Zone befinden sich immer noch 75 Menschen, die an dem Volksaufstand in der SBZ vom 17. Juni beteiligt waren. Beim Aufstand sind damals 120 Deutsche getötet worden, davon vierzehn durch standrechtliche Erschießungen.

Fast 400 Aussiedler aus den deutschen Ostprovinzen trafen seit Anfang Juni im Durchgangslager Friedland bei Göttingen ein.

Die Baupreise sind in einem Jahr um elf Prozent angestiegen. Nach Mitteilung des Statistischen Bundesamtes Wiesbaden lag der Baupreisindex im Mai bereits um vier Prozent höher als im Februar.

Das Kindergeld soll nach Plänen der CDU von 25 auf 30 Mark für die zweiten Kinder, von 40 auf 50 Mark für die vierten und die weiteren Kinder erhöht werden. Ferner ist vorgesehen, den Kreis der Anspruchsberechtigten zu erweitern.

Die Zahl der Arbeitsämter in der Bundesrepublik wird ab 1. Oktober um achtzehn verringert. In Niedersachsen werden sechs, in Hessen drei und in Bayern werden neun geschlossen.

Etwa 8300 Vermögensmillionäre gibt es nach den Ausweisungen der Vermögenssteuerstatistik in der Bundesrepublik. 1957 waren es hingegen nur 459 Steuerpflichtige, die ein Jahreseinkommen von einer Million Mark und darüber hatten.

Dem Mittelstand soll durch Verringerung der Steuerlast und eine Kreditverbilligung geholfen werden. Zu diesem Ergebnis kamen alle Parteien des Bundestages.

Eine schärfere Wohnraumbewirtschaftung bereitet Rotpolen vor. Danach werden Wohnungssämter das Recht erhalten, Familien, die „überflüssige Wohnfläche“ besitzen, zwangsweise „zu evakuieren“ und in kleinere Wohnungen einzuweisen.

Die jüdische Bevölkerung Israels hat die Zweimillionen-Grenze überschritten. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges befanden sich in Palästina nur 56 000 Juden.

„Wortführer einer gerechten Sache“

Zum Tode von Baron Manteuffel-Szoegé

„Baron Manteuffel-Szoegé war einer der Unseren. Er hat sich nicht nur um die Vertriebenen und Verjagten, sondern um das ganze deutsche Volk verdient gemacht.“

Diese Worte sprach Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier am Grabe von Dr. Georg Manteuffel-Szoegé (MdB), der in der vergangenen Woche in Bad Godesberg beigesetzt wurde. Namens der Bundesregierung und des Bundesministeriums für Gesamtdeutsche Fragen würdigte Staatssekretär Thedieck das Streben des Verstorbenen nach Versöhnung und Ausgleich mit dem polnischen Volk und seinen Einsatz für die Eingliederung der deutschen Vertriebenen. Für das Präsidium des Bundes der Vertriebenen zeichnete Vizepräsident Wenzel Jaksch das Lebensbild dieses Mannes, den er als „großen Wortführer einer gerechten Sache“ bezeichnete.

Baron Manteuffel-Szoegé wurde am 7. 3. 1889 in Montreux in der Schweiz geboren. Seine Jugend verbrachte er in Kurland. Er studierte von 1900 bis 1913 in Halle und Heidelberg. 1918 wurde er Freiwilliger in der Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr, die seine Heimat gegen die vordringenden Bolschewisten verteidigte. Er war Abgeordneter im Baltischen Nationalausschuß. 1933 erschien aus seiner Feder ein Buch „Die Geschichte des polnischen Volkes zur Zeit seiner Unfreiheit 1772 bis 1914“, dessen Erscheinen von den damaligen Machthabern verboten wurde.

Vorsitzender der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft, als einer der Stellvertretenden Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen und vorher als Vorsitzender des Verbandes der Landsmannschaften sowie in weiteren zahlreichen Ehrenämtern erwarb sich der Verstorbene nach 1945 große Verdienste um die heimatpolitischen Anliegen der Vertriebenen. Als Abgeordneter der CSU gehörte er seit 1953 dem Bundestag an. Im Jahre 1959 wurde ihm für seine Verdienste um die deutschen Vertriebenen und das deutsche Volk vom Bundespräsidenten das Große Verdienstkreuz mit Stern verliehen.

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
Chefredakteur: Eitel Kaper, zugleich verantwortlich für den politischen Teil. Für den kulturellen und heimatgeschichtlichen Teil: Erwin Scharfenorth. Für Soziales, Frauenfragen und Unterhaltung: Ruth Maria Wagner. Für landsmannschaftliche Arbeit, Jugendfragen, Sport und Bilder: Joachim Piechowski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Arndt (sämtlich in Hamburg).
Unverlangte Einsendungen unterliegen nicht der redaktionellen Haftung für die Rücksendung wird Porto erbeten.

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Fördererkreises der Landsmannschaft Ostpreußen.

Anmeldungen nehmen jede Postanstalt und die Landsmannschaft Ostpreußen entgegen. Monatlich 1,50 DM.

Sendungen für Schriftleitung, Geschäftsführung und Anzeigenabteilung: 2 Hamburg 13, Parkallee 84/86. Telefon: 45 25 41/42. Postscheckkonto Nr. 907 00 (nur für Anzeigen).

Druck: Gerhard Reutenberg, 295 Leer (Ostfriesland). Norderstraße 29/31 R-1. Leer 42 88.

Auflage um 125 000
Zur Zeit ist Preisliste 11 gültig



„Unser Nachbar — der Deutsche“

Ein Franzose wendet sich gegen alte Vorurteile

kp. Unter dem Titel „Die Deutschen als Nachbarn“ erschien soeben im Seewald-Verlag, Stuttgart (271 Seiten, 16,80 DM), als Sonderveröffentlichung des Deutsch-Französischen Instituts ein Werk des bekannten französischen Publizisten René Lauret, das dieser im Original „Notre voisin l'Allemand“ zuerst seinen eigenen Landsleuten präsentierte und das er als „Revision eines Geschichtsbildes“ und als einen Beitrag zur deutsch-französischen Auseinandersetzung gewertet wissen will. Das Buch sollte kritisch und gründlich gelesen — und von deutschen Historikern und Politikern beantwortet werden. Es unterscheidet sich in weiten Partien sehr erfreulich von den oft so ressentimentgeladenen französischen Publikationen der Vergangenheit über Deutschland. Es bemüht sich um gegenseitiges Verständnis und um die Beseitigung lange eingetretener falscher Vorstellungen und Vorurteile. Als Vorkriegsautor der sehr einflussreichen Pariser „Monde“ und anderer französischer Organe, als Berliner Korrespondent der einst so berühmten Zeitungen „Matin“ und „Temps“ hat sich Lauret, der aus den Vogesen stammt und auch in Deutschland studierte, recht bemerkenswerte Deutschlandkenntnisse erworben, die allerdings beispielsweise bezüglich der Entwicklung des deutschen Ostens durchaus nicht lückenlos sind. Die Krise der deutschen Geschichtsforschung in unseren Tagen wie auch der Mangel an wirklich umfassenden Publikationen über die deutschen Schicksalstragen wirkt zuweilen auch hier bedenklich aus. Eine Mahnung, die Auslandsarbeit der deutschen Unterrichtung, die so lange vernachlässigt wurde, beträchtlich zu verstärken.

zosen können wir nur eine wenige noch zitieren. Über Bismarck sagt er z. B.:

„Er war weder Soldat noch Erbeher, sondern ein Staatsmann mit klar umrissenen Zielen, die er niemals überschritt. Er wollte durch Preußen die deutsche Einheit herstellen, und nachdem er dieses Ziel erreicht hatte, hegte er nur noch einen Gedanken, nämlich diese Einheit zu bewahren, sie durch den Abschluß von Bündnissen zu festigen.“

Und weiter: „Die Einigung Deutschlands war in keiner Weise mit einer Verständigung zwischen dem deutschen und dem französischen Volke unvereinbar.“ Es wäre nur zu wünschen, wenn manche deutschen Historiker unserer Tage und solche, die sich dafür ausgeben, die gleiche Sprache führten!

Ebenso energisch tritt Lauret der alten Legende von angeblichen Weltbeherrschungsplänen Kaiser Wilhelm II. entgegen. „Derartige naive Auffassungen hält keiner kritischen, ja nicht einmal einer oberflächlichen Untersuchung stand.“ Die Vorstellung, das 66 Millionen Deutsche zwei Milliarden Menschen beherrschen sollten, erscheint ihm mit Recht als grotesk. Mit Ernst untersucht der Autor den gefährlichen Charakter der Vorkriegsbündnisse, die verheerende Wirkung der Reparations- und Beutepolitik nach beiden Kriegen. Es wird polnischen Heißspornen wenig angenehm in den Ohren klingen, wenn hier ein prominenter Franzose nachweist, daß in ihrem Staat nach 1918 30 Prozent der Bevölkerung Nichtpolen waren und wenn er die getroffene Korridor-„Lösung“ für sehr bedenklich hält:

„Hätte man für Polen nicht einen Zugang zum Meer schaffen können, indem man an der Weichsel einen polnischen Hafen anlegte, was der polnischen Flagge gestattet hätte, auch zur See zu wehen?“ Schließlich könne der belgische Hafen Antwerpen auch nur über holländisches Gebiet erreicht werden, was bis heute niemals zu Konflikten geführt habe. Obwohl sich Lauret in manchen Fragen Ostdeutsches nicht genau auskennt (das Datum für den Beginn der Besiedlung des deutschen Ostens muß um zwei Jahrhunderte zurückverlegt werden), erinnert er die Polen daran, daß hier deutsche Menschen gelebt hätten, da man sie sonst ja nicht zu Millionen vertrieben hätte. Die Bevölkerung ist auch niemals — wie Lauret wohl der polnischen Propaganda entnahm — zuvor slawisch oder polnisch gewesen, so wenig Ostpreußen eine „germanische Exklave im polnischen Raum“ war. Wann wird Bonn endlich so gutgesinnten und sonst umfassend gebildete Ausländer mit dem nötigen Tatsachenmaterial versorgen?

Von der Kollektivschuldfrage rückt Lauret ab. „In der Masse gibt es keinen Willen, sondern höchstens Impulse.“ Und wenn die Franzosen



Rinderort am Kurischen Haff

Aufnahme: Mauritius

Sowjet-Direktor lieb Gewerkschaftssekretär vergiften

Bisher größter Skandalprozeß in der Sowjetunion

M. Moskau. In der Sowjet-Ukraine lief einer der größten Skandal-Prozesse der Nachkriegszeit an, in den neben Fabrikdirektoren und Parteifunktionären mit größter Wahrscheinlichkeit auch Staatsanwälte und ein Untersuchungsrichter mitverwickelt sind. Man will hier einer weitverbreiteten und trotz zweijähriger Ermittlungen immer noch nicht restlos aufgedeckten Organisation von Privatproduzenten auf die Spur gekommen sein, die sich seit Jahren mit Erzeugung und Vertrieb vornehmlich von Trikotagen beschäftigt und Millionengewinne eingestrichen habe.

Hauptangeklagter wird ein bereits verhafteter Direktor einer staatlichen Möbelfabrik sein, der schon vor dreizehn Jahren in dem Staatsbetrieb eine private Trikotagenabteilung eingerichtet hatte, die er seither ungehindert „als Henne benutzte, die ihm dreizehn Jahre lang goldene Eier zu legen hatte“.

Und so schildert die „Prawda Ukrainy“ das „süße Leben“ des Fabrikdirektors, von dem man noch nicht einmal weiß, ob er der eigentliche „Boß“ war: „Tschanyschew hatte mehrere Frauen, mehrere Autos, mehrere Häuser, 176 Halbtücher, Dutzende von Anzügen, Golt weiß wieviel Paar Schuhe ... Ohne ihn konnte in Charkow kein Pferderennen stattfinden, er setzte regelmäßig im Totalisator und er spielte immer hoch ... Unmengen Geld brachte er in Gaststätten durch.“ In der Staatsfabrik habe Tschanyschew die Schlüsselpositionen mit ergebenen Leuten, zum Teil mit ehemaligen Häftlingen besetzt, die zwar keinerlei Sachkenntnis hatten, dafür aber den Mund hielten. Das Holzlager sei z. B. von einer Frau „verwaltet“ worden, die, „so anekdotenhaft es klingt, keinerlei Ahnung davon hatte, was ein Kubikmeter ist“. Und der BetriebsparteiSekretär Denisenko? Das war ein völlig prinzipieller Mensch, ein Mitwisser und Mittäter. Tschanyschew machte mit ihm was er wollte. Zu derartigen Leuten gingen die Betriebsangehörigen nicht hin um sich zu beschweren. „Einen Widersacher, den Vorsitzenden der innerbetrieblichen Gewerkschaftsorganisation, hatte Tschanyschew — wie die „Prawda Ukrainy“ behauptet — durch Giftmord beseitigt. „Als er erfuhr, daß der Vorsitzende Jerofalow sich über ihn beschwert hatte, erklärte Tschanyschew: „Nun, dann zahle ich zehntausend Rubel und mit dem Jerofalow rechne ich ab.“ Kurz danach gab es den Jerofalow nicht mehr. Man hatte ihn vergiftet.“

Polnische Motorräder veraltet und schlecht

OD. - „In Polen wissen wohl alle — und im Ausland alle Interessierten —, daß unsere Motorräder keine Sputniks auf Rädern sind. Ihre Konstruktion ist meist veraltet, die Ausführung ist oft nicht die sorgfältigste und ihr Gewicht ist in der Regel weit größer als das ausländischer Fahrzeuge gleichen Hubraums“, schreibt die Warschauer Tageszeitung „ZYCIE WARSZAWY“. „Polen hat heute eine verhältnismäßig große Motorradindustrie mit einer Jahresproduktion von rund 140 000 Stück, von Mopeds abgesehen. Diese Industrie verschlingt jährlich tausende Tonnen importierter Rohstoffe und Halbfabrikate, die zum Großteil mit teuren Devisen bezahlt werden müssen. Die 140 000 Motorräder sind meistens 30 bis 40 Millionen Dollar wert. Darin steckt ein riesiges Exportpotential, das jedoch ungenutzt bleibt. 1961 wurde nur ein Hundertstel der in Polen erzeugten Motorräder ausgeführt, weil die Motorradindustrie in größten Mengen jene Fahrzeuge produziert, die am wenigsten gefragt sind... Allgemein verspürt man den Mangel an guten Materialien. Grobes Blech, dicke Rohre und Stangen ergeben natürlich ein höheres Gewicht. Viele Schwierigkeiten verursacht durch den Mangel an Normen, vor allem für den Export in andere Klimazonen, obwohl es bekannt ist, daß z. B. in feucht-tropischem Klima Reifen, Isolationen, lackierte oder verchromte Flächen ohne besondere Beanspruchung oft nicht einmal einen einzigen Monat lang halten... Alle Betriebe ziehen einander die Verantwortung für die Qualität in die Schuhe.“

„Bauernzirkel“ im südlichen Ostpreußen

Allenstein hvp. Die Verhältnisse bei den als Nachfolgeorganisationen der sogenannten „landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften“ in Polen und den polnisch besetzten deutschen Ostprovinzen gegründeten „Landwirtschafts-Zirkeln“ wurden bisher in der polnischen Presse nur verhältnismäßig selten wirklichkeitsgetreu geschildert. Nur dann und wann erfährt man aus kurzen Meldungen oder Andeutungen, daß sich die Arbeit dieser „Zirkel“, in denen viele Polen die Vorläufer neuer Kolchos erblicken, keineswegs so entwickelte, wie es die Partei und die von ihr überwachten Gemeinde-„Nationalräte“ erwarteten, ja, daß hier und da die „Landwirtschafts-Zirkel“ trotz aller um sie herum entfachten Propaganda lediglich auf dem Papier bestehen.

Eine längere Reportage im Allensteiner Parteiblatt unter der Überschrift „Die zurückgebliebene Gemeinde“ gibt nun Aufschluß über die Ursachen des Versagens der „Zirkel“ und über die wirkliche Einstellung der Bevölkerung gegenüber dieser Einrichtung. Die geschilderten Verhältnisse sind offensichtlich nicht nur auf Passenheim in Ostpreußen und die umliegenden Dörfer, von denen in dem Bericht ausdrücklich die Rede ist, zu beziehen, sondern sie erstrecken sich ohne Zweifel auf viele Gemeinden in den polnisch verwalteten Provinzen.

Die Reportage beginnt mit der Wiedergabe eines Gesprächs, das der Berichterstatter in einem ungenannten Ort mit einem älteren Bauern führte. Er traf den Mann, der mit einem müden Schimmel unterwegs war, beim Ackern. Auf die Frage, ob er keinem Landwirtschafts-zirkel angehöre, schüttelte der polnische Bauer den Kopf: „Nein. Wozu auch? Man hat doch nichts davon... Wenn Sie aber die ganze Wahrheit hören wollen, warum der Zirkel bei uns überhaupt entstand, na, wissen Sie... Noch vor ein paar Jahren gab es ja viele Sachen nicht so einfach wie heute. Damals traten viele in die Zirkel ein, um den Gutscheinen zum Kauf eines Motorrades zu erhalten, das sie dann wieder mit Verdienst weiterverkauften. Bei uns wohnte sogar einer, der war gar kein Bauer, aber er schrieb sich in den Zirkel ein, und er erhielt wohl sogar zwei oder drei Gutscheine. Heute gibt es ihn nicht mehr in der Gemeinde, er verschwand irgendwohin...“

Der Reporter begab sich daraufhin zum Vorsitzenden des „Zirkels“, zu Waclaw Borowy. Er traf auch diesen auf dem Felde, er plügte mit zwei prächtigen Pferden. Ob das Acker mit einem Trecker nicht einfacher wäre? „Ja, gewiß, es würde auch schneller gehen... Aber woher den Trecker nehmen?“

„Sie als Vorsitzender wissen das nicht? Man

erklärten, die Deutschen seien einige Male bei ihnen eingedrungen, so müsse man sie daran erinnern, daß auch die Franzosen mehrfach in Deutschland einmarschiert seien. Der Autor freut sich über die ersten Anzeichen eines zunehmenden deutsch-französischen Verständnisses, warnt allerdings davor, hier schon von einem vollen Sieg der Vernunft zu sprechen. Der junge Baum muß gut behütet werden. Es genügt nicht, daß sich die verantwortlichen Staatsmänner und Politiker in gemeinsamer Arbeit lindern. Erst dann, wenn in geduldiger Arbeit Hüben und drüben alle eingefressenen Vorurteile beseitigt sind, ist diese Schlacht des Friedens gewonnen. Es liegt im Interesse beider Völker, diesen Weg zu gehen und am deutsch-französischen Beispiel zu beweisen, daß alle Probleme gelöst, alle Konflikte beseitigt werden können, wo guter Wille herrscht und wo man sich gemeinsam zum unteilbaren Recht auf Selbstbestimmung und eigene Schicksalsgestaltung bekennt. Man wird Lauret nicht in allen seinen übrigen Thesen zustimmen, wird manches klarstellen, eindeutiger formulieren müssen, das ist gewiß. Auf Ganze gesehen aber hat dieser Franzose eine Diskussion eröffnet, die von höchster Bedeutung ist und die planvoll fortgeführt werden muß. Er beweist viel Verständnis und guten Willen, auch wenn man hier und dort zu anderen Urteilen kommt.

muß ihn eben kaufen! Das Geld hat Ihr doch bei Eurem Konto zur Entwicklung der Landwirtschaft liegen...!“

„Schön und gut — aber mir allein werden sie den Trecker nicht verkaufen. Es muß der Zirkel da sein. Und in ihn wollen sich die Bauern nicht einschreiben, sie sagen, das wäre wieder eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, und da wollen sie nicht dazugehören...“

Im benachbarten Schützendorf (Kreis Ortelsburg) — so erfährt der neugierige Fragesteller weiter — gebe es einen „Landwirtschafts-zirkel“, sie hätten dort ein paar Maschinen, aber im übrigen ginge es nicht viel besser. Im Falle des Mähndreschers sei zum Beispiel im Herbst vorigen Jahres der Motor kaputtgegangen; bis heute aber stehe die Maschine ungenutzt und unbrauchbar an der Bahnstation in Passenheim. Es soll kein Geld für Reparaturzwecke da sein...“

In Passenheim lernte der Reporter sodann den Vorsitzenden des Gemeinde-„Nationalrats“ von Schützendorf, Tomaszewski, kennen. Nach seinen Angaben steht alles noch viel schlimmer, als aus den bis dahin geführten Erkundungen des polnischen Berichterstatters hervorging. Die Begründung lautet folgendermaßen:

„Wir hatten schon eine Zugmaschine und auch einen Garbenbinder, aber es fand sich niemand, der einen Traktoristenkurs mitmachen wollte. Die Jungen faulenzten lieber, als daß sie etwas lernen, und die Traktoristen aus anderen Dörfern, aus Schwirgstein, Alfredshof und Scheufelsdorf taten — einer wie der andere — so, als erwiesen sie einem eine Gnade, sie erledigten andere Arbeiten zwischendurch und hörten nicht auf das, was man von ihnen verlangte. Um den Trecker kümmerten sie sich nicht weiter. Außerdem war der viel zu leicht für unseren Boden, er mußte ständig repariert werden und verschlang damit das ganze auf der anderen Seite eingesparte Geld. Schließlich nahm uns der Kreisverband in Ortelsburg den Trecker ebenso wie den Garbenbinder fort und teilte sie einem anderen Landwirtschafts-zirkel zu...“

Das Klagegedicht eines Generaldirektors

Allenstein — o — In der Nähe des Allensteiner Bahnhofs befindet sich die staatliche Viehverwertungsstelle. Gegenüber einem Besucher klagte der polnische Generaldirektor mit folgenden Worten sein Leid: „Vom Direktor angefangen bis zum letzten Schreiber im Büro klagt mir die ganze Gesellschaft heimlich das Krafftutter. Sie nehmen es mit nach Hause und füttern ihre eigenen Schweine damit. Hinterher werde ich dann dafür verantwortlich gemacht, daß so vieles fehlt...“

Mit der gerade von französischen Intellektuellen Kreisen immer wieder aufgewärmten These von der „ewigen deutsch-französischen Erbfeindschaft“, die er eine glatte Lüge nennt, geht Lauret scharf ins Gericht. Er durchplüßt die Kapitel der gemeinsamen Geschichte und weist nach, daß von einer großen Spannung zwischen den Völkern überhaupt nur im 19. und 20. Jahrhundert die Rede sein konnte. Die Franzosen erinnern er daran, daß die dynastischen Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und dem französischen Königshaus keine Völkerkriege waren. Mit Nachdruck betont er, daß die Deutschen und vor allem auch die Preußen nicht kriegerischer waren als andere Völker auch. Über Friedrich den Großen urteilt dieser Franzose: „Als Souverän eines noch wenig bedeutenden und armen Staates beherrschte Friedrich der Große seine Zeit. Sein Geist, seine Kultur, seine Hingabe an den Staat, dessen Oberhaupt er war, sein politisches Genie und sein militärisches Talent machten aus ihm eine einzigartige Persönlichkeit.“ Von den Fehlern, die manche Kritiker dem König zum Vorwurf machten, seien Menschen aller Stände und Klassen nicht frei gewesen. Friedrich habe, so meint Lauret, übrigens nicht nur mehr französische als deutsche Vorfahren, sondern auch stets viel Verständnis für Frankreich gehabt.

Den Verleumdern Preußens aber stellt der Autor die Frage, ob nicht gerade dieses Preußen „in der Perspektive der deutschen Geschichte nicht als einer der seltenen Erfolge dieser Geschichte erscheint“? Die Wesensart der Preußen sei anders als die der Pariser, Marseiller und Süddeutschen, aber auch sie habe ihre guten Seiten. Das könne man am besten in einer Stadt wie Berlin beurteilen. Der Britte Lytton Bulwer habe 1830 Preußen den „bestregierten Staat Europas“, der keineswegs besonders deutschfeindliche Franzose Edgar Quinet einen „wirklich nach Neuerung strebenden Staat der modernen Epoche“ genannt.

Laurets Betrachtungen umspannen einen riesigen Bogen. Aus der Fülle sehr beachtlicher und erstaunlich positiver Erkenntnisse des Fran-

Warschau und die polnische Emigration

In der polnischen Emigrantenzeitschrift „Naradowiec“ werden die Versuche des kommunistischen Warschau-Regimes zur Unterwanderung der Emigration gekennzeichnet:

„Das polnische Regime bemüht sich, seinen kommunistischen Veranstaltungen zur 1000-Jahr-Feier in der Emigration den Anstrich polnischer patriotischer Manifestationen zu geben. Man spielt mit den patriotischen Gefühlen der Polonia in der freien Welt und sucht auf diese Weise Verbündete für das Regime.“

Unter dem Vorwand einer Hilfe (!) für die polnischen Flüchtlinge, für die sich Gomulka angeblich verpflichtet fühlt, versuchen die Veranstalter dieser Feierlichkeiten in der Emigration ein „Komitee zur 1000-Jahr-Feier“ zu gründen. Diese Aktion, die vom Regime finanziert wird, soll nach Informationen des Warschauer Rundfunks und der Presse bis 1966 andauern.

Mit diesen Vorbereitungen wurde in vielen Ländern der freien Welt begonnen. Das Regime weiß das sehr wohl, tut aber, als bemerkte es nichts. Während man in Polen der Bevölkerung und der Kirchenbehörde die Veranstaltung von Umzügen zur 1000-Jahr-Feier unmöglich macht und den eigenen Veranstaltungen einen kommunistischen Stempel aufdrückt, versucht man, die Aktion unter den Emigranten den selbständigen Unternehmungen der Polonia gegenüberzustellen und unter dem Deckmantel des Patriotismus verschiedene polnische Zentren im Westen zu infiltrieren.

Wenn dieses Manöver einer Verbindung der Flüchtlinge mit Polen in den Kommunisten gälte, könnten sie als nächstes versuchen, die Führung bei den Emigranten zu übernehmen...“

Neue Vorschläge zur Freigabe der Hauptentschädigung

Von unserem Bonner OB-Mitarbeiter

Der Präsident des Bundesausgleichsamtes empfiehlt dem ständigen Beirat und dem Kontrollausschuß einige Änderungen der Weisung über die Erfüllung des Anspruchs auf Hauptentschädigung. Es handelt sich hier zwar um keine Änderung von großem Gewicht, jedoch um Novellierungen in Einzelheiten, die für diejenigen, die davon betroffen sind, von Bedeutung sind.

Für die Bedienung von Bausparverträgen wurden bisher höchstens 1200 DM im Jahr drei Jahre lang freigegeben. Der Präsident des Bundesausgleichsamtes empfiehlt nunmehr, jährlich 2000 DM zuzubilligen.

Eine Hauptentschädigungsfreigabe für gewerbliche Vorhaben war bisher nur möglich, wenn die Voraussetzungen für ein Aufbaudarlehen nicht gegeben waren. Dieser Vorrang der Aufbaudarlehen soll nunmehr aufgegeben werden. In allen Fällen, in denen die Situation noch so günstig ist, daß ein Auf-

baudarlehen zuerkannt werden könnte, soll nunmehr — sofern ein Hauptentschädigungsanspruch vorhanden ist — die Hauptentschädigung zur Auszahlung gelangen. Diese Neuregelung erfolgt im Interesse der Schonung der knappen Aufbaudarlehensmittel.

Die Hauptentschädigung hatte bisher auch im Bereich des Wohnungsbaus nicht den Vorrang vor der Bewilligung eines Aufbaudarlehens. Nunmehr soll — sofern sowohl die Mög-

lichkeit für ein Aufbaudarlehen als auch für eine Hauptentschädigungsfreigabe besteht — die Hauptentschädigung zur Auszahlung gelangen. Dadurch können die knappen Wohnungsbau-Aufbaudarlehen eingespart werden.

Der Ständige Beirat beim Bundesausgleichsamte hieß die Vorlagen des Präsidenten auf seiner Sitzung am 15. Juni gut. Er forderte zusätzlich, die Sparguthabenaktion auszuweiten. Er empfahl, den 50 bis 64jährigen 5000 DM (statt bisher 3000 DM) ihres Hauptentschädigungsanspruchs in ein Sparbuch umzuwandeln und nach Möglichkeit auch das Mindestalter zu senken. Es kann damit gerechnet werden, daß die Bundesregierung und Sparkassenverbände bereit sein werden, der Beiratsanregung insoweit zu folgen, daß mit dem ausgeweiteten Programm zur Jahreswende begonnen hat.

Axel de Vries 70 Jahre alt

—r. Am 16. Juni beging der Sprecher der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft, Chefredakteur Axel de Vries, seinen siebzigsten Geburtstag. Viele Ehrungen und Glückwünsche wurden ihm aus diesem Anlaß zuteil, wenn auch der Ehrentag dieses verdienten Mannes durch den jähen Tod des ihm seit Jahren in der politischen und landsmannschaftlichen Arbeit eng verbundenen Bundestagsabgeordneten Dr. Georg Baron Manteuffel-Szoegge stark überschattet wurde. Unseren Lesern und Landsleuten ist Axel de Vries kein Unbekannter. Manche bedeutsamen Artikel aus seiner Feder erschienen in unserem Ostpreußenblatt, sein rühriger Einsatz für die Belange der deutschen Heimatvertriebenen ist allbekannt. Den Glückwünschen der Landsmannschaft Ostpreußen und ihrer Heimatzeitung werden sich darum viele andere Ostpreußen anschließen.

Der Name deutet darauf hin, daß Axel de Vries einer Familie entstammt, die aus dem litauischen Raum nach den baltischen Ländern ausgewandert sein dürfte. Nach dem Besuch der Ritterschule in Reval und der Universität von Dorpat, die beide berühmte Pflanzstätten deutscher Kultur und deutschen Geistes im baltischen Raum waren, fühlte sich Axel de Vries schon in jungen Jahren gerufen und verpflichtet, mit vollem Einsatz seiner Persönlichkeit für die Deutschen in Estland einzutreten. Bei ihrem ersten Einbruch in die baltischen Länder verhafteten ihn die Sowjets und verurteilten ihn zum Tode. Nur durch den Frieden von Brest-Litowsk ist er vor einem furchtbaren Schicksal bewahrt worden. In der Zeit zwischen beiden Kriegen leitete de Vries lange Jahre das deutsche Blatt in der Hauptstadt Estlands, die „Revalsche Zeitung“. Als deutscher Abgeordneter im Parlament dieses baltischen Staates, als deutscher Stadtverordneter in Reval und Fraktionführer hat er für seine Landsleute Hervorragendes geleistet. Als er mannhalt für die Enteignung der alten Revaler Domkirche eintrat, mußte er für einige Zeit ins Gefängnis. Während des Zweiten Weltkrieges wurde er mit anderen Landsleuten nach dem Warthegau umgesiedelt, später diente er der Deutschen Wehrmacht als Militärverwaltungsrat.

Axel de Vries ist seit 1946 an der Schaffung kraftvoller Organisationen maßgebend bemüht gewesen, die die Belange der deutschen Heimatvertriebenen vertreten sollten. Auch in der Vertriebenenpresse spielte er, der übrigens recht bald Sprecher und Mitbegründer der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft wurde, eine bedeutende Rolle. Als Mitglied des ersten deutschen Bundestages und des Geschäftsführenden Vorstandes der Vereinigten Landsmannschaften, wie später auch im neuen Einheitsverband hat er sich mit Nachdruck für unsere Schicksalsprobleme eingesetzt und sein reiches Wissen stets gern zur Verfügung gestellt. Seine alten Erfahrungen auf internationalen Konferenzen und bei wichtigen Begegnungen wurden immer wieder genutzt. Auch heute noch ist Axel de Vries in wichtigen Ausschüssen des BdV und anderen Gremien sowie in der publizistischen Arbeit unermüdet tätig. Wir wünschen ihm für seinen weiteren Lebensweg volle Gesundheit und alte Schaffenskraft.

FDP für Beseitigung des „großen“ Stichtages

Von unserem Bonner O.B.-Mitarbeiter

Der Parteitag der FDP beschloß, vor einem weiterem Ausbau der Sozialgesetzgebung zunächst der Kriegsschäden den Vorrang zu geben. Dieser erfreuliche Beschluß ist um so beachtlicher, als dieser Partei auch der Bundesfinanzminister angehört. Man wird mit Interesse zu verfolgen haben, ob dieser Ankündigung auch Taten folgen werden. Immerhin hat Bundesvertriebenenminister Mischik kürzlich in einer Rede zum Ausdruck gebracht, daß er sich für die Beseitigung des Stichtages vom 31. 12. 1952 im Lastenausgleichsrecht gelegentlich der 16. Novelle einsetzen werde. In der Regierungsvorlage zum 16. Änderungsgesetz war

die Möglichkeit einer baldigen Beseitigung des „großen“ Stichtages noch verneint worden.

Bundesminister Mischik berief sich auf den Beschluß seiner Partei, den Kriegsgeschädigtenfragen vor allgemeinen Sozialfragen den Vorrang zu geben. Er bekräftigte die Absicht seines Hauses, die Hauptentschädigung bis zum Jahre 1971 vollständig abzuwickeln. Statt in 17 Jahren sollen alle Berechtigten ihre Hauptentschädigung also spätestens in neun Jahren erhalten haben. Das würde jährlich zusätzliche Mittel für den Ausgleichsfonds von mehr als 1 Milliarde Mark erfordern. Die bisherigen Ankündigungen ließen nicht erkennen, ob die Lösung dieses großen Finanzproblems gesichert ist.

Wenn die Miete zu teuer ist...

Die Beihilfen im sozialen Wohnungsbau

Im Bundesministerium für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung macht man erneut auf die Möglichkeit von Miet- und Lastenbeihilfen für Wohnungen des sozialen Wohnungsbaus aufmerksam, die nach dem 31. Dezember 1961 bezugsfertig geworden sind. Namentlich der Personenkreis der Vertriebenen und Sowjetzonenflüchtlinge komme — so betont man — für solche öffentlichen Hilfen in Betracht, da bei diesem Kreis in vielen Fällen die Voraussetzungen gegeben sein dürften, die einen Rechtsanspruch auf die genannten Unterstützungen begründen. Nach den hierzu erlassenen Richtlinien kann auf Antrag Mietbeihilfe (bei Mietwohnungen) oder Lastenbeihilfe (bei Eigenheimen und eigengenutzten Eigentumswohnungen) gewährt werden, wenn das Familieneinkommen die für den sozialen Wohnungsbau gültige Grenze nicht übersteigt. Diese Grenze liegt in der Regel bei monatlich 750 DM für den Wohnungsinhaber plus 150 DM für jeden Angehörigen, der zum Haushalt gehört und vom Wohnungsinhaber unterhalten werden muß.

Die Richtlinien bestimmen, daß Miet- und Lastenbeihilfe in Höhe des Unterschieds zwischen der Miete oder Belastung, die auf die zugrunde zu legende Wohnfläche entfällt, und der „tragbaren“ Miete gewährt werden. Ist die Wohnfläche der eigengenutzten Wohnung — ohne untervermietete oder ausschließlich gewerblich oder beruflich benutzte Fläche — größer als die „benötigte Wohnfläche“, so wird nur die „benötigte Wohnfläche“ der Berechnung zugrunde gelegt. Als „benötigt“ soll in der Regel eine Wohnfläche anerkannt werden, die bei einem Alleinwohnenden 30 qm, bei einem Haushalt mit zwei Personen 45 qm, bei einem Haushalt mit drei Personen 60 qm und für jede weitere zum Haushalt gehörende Person je 10 qm mehr umfaßt. Ist jedoch der Wohnungsinhaber oder ein Angehöriger infolge einer Schwerbeschädigung oder einer Dauererkrankung auf einen besonderen Wohnraum angewiesen, so soll zusätzlich die Wohnfläche eines Raumes als „benötigt“ anerkannt werden.

Als „tragbar“ gilt die Miete, wenn sie bei einem monatlichen Einkommen des Wohnungsinhabers und der zu seinem Haushalt gehörenden Personen von 300 DM bei einem Alleinwohnenden 16 Prozent, bei einer Familie mit zwei Personen 14 Prozent, mit drei Personen 13 Prozent, mit vier Personen 12 Prozent, mit fünf Personen 11 Prozent, mit sechs Personen 10 Prozent, mit sieben Personen 9 Prozent und mit acht Personen 7 Prozent der Einkünfte nicht übersteigt. Bei monatlichen Einkünften von 300 bis 500 DM stuft sich der als „tragbar“ geltende Mietsatz von 19 Prozent auf 9 Prozent und bei monatlichen Einkünften von mehr als 500 DM von 22 Prozent auf 12 Prozent ab. (hvp)

Helft den vertriebenen Bauern!

Ein Appell des Sozialministers von Nordrhein-Westfalen

Der Arbeits- und Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen hat die Städte und Kreise des Landes aufgerufen, für die landwirtschaftliche Eingliederung vertriebener und geflüchteter Bauern Grund und Boden bereitzustellen. In einem persönlichen Schreiben an alle Oberkreise- und Oberstadtdirektoren wies der Minister auf die Dringlichkeit des Bestrebens hin, das vertriebene und geflüchtete Landvolk wieder auf Agrarbetrieben — und damit in ihren alten Berufen — anzusetzen.

In dem Schreiben heißt es wörtlich: „Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen und die kommunalen Spitzenverbände des Landes haben verschiedentlich dazu aufgerufen, die Eingliederung der vertriebenen und geflüchteten Bauern zu unterstützen. Bei einer kürzlich durchgeführten Erfassung aller siedlungswilligen Bauern aus Vertriebenen- und Flüchtlingskreisen wurde festgestellt, daß noch Siedlungsbewerber auf ihre Wiedervereinigung warten.“

„Ich darf Sie bitten“ — heißt es weiter — „alles in Ihrer Macht stehende zu tun, um die Durchführung der bereits geplanten Siedlungsverfahren zu erleichtern und zu beschleunigen. Darüber hinaus würde es eine entscheidende Hilfe bedeuten, wenn die Gemeinden ihrerseits, besonders durch die Bereitstellung von Land zu angemessenen Preisen, an der Lösung dieses dringenden sozialen Problems mithelfen würden.“ hvp

Genosse Marijin verbrannte „zufällig“

Moskau untersucht eine Funktionärsrauche

(co) Moskau. Der Vizepräsident der Zentralen Kontrollkommission der KPdSU, Serdjuk, untersucht zur Zeit in Kargopol, im Gebiet von Archangelsk, einen Fall, der auch in Rußland nicht alle Tage vorkommt.

Der zweite Sekretär eines Stadtviertels von Kargopol, Genosse Marijin, erstattete vor einiger Zeit beim Bezirkskomitee von Archangelsk Anzeige gegen den ersten Sekretär des Stadtviertels, Latin. Marijin beschuldigte seinen Vorgesetzten, mit Parteigeldern allzu verschwenderisch umgegangen zu sein. Außerdem gab er an, Unterlagen zu besitzen, die seine Anschuldigungen beweisen. Eine Durchsicht dieser Anzeige schickte er vorsorglich an die Zentrale Kontrollkommission nach Moskau. Wie beteuert sein Mißtrauen war, erwies sich kurze Zeit später auf drastische Weise: Sein Haus brannte bis auf die Grundmauern ab. Er selbst und seine ganze Familie kamen in den Flammen um. Sogleich erhob sich der Verdacht, das Bezirkskomitee habe, statt den Anschuldigungen nachzugehen, den belasteten Latin von der Anzeige unterrichtet.

Daraufhin schaltete sich Moskau ein. Der Leiter der Zentralen Kontrollkommission, Schewnik, verlangte vom ersten Sekretär des Bezirkskomitees von Archangelsk, Nowikow, Erklärungen zu diesem Vorfalle. Nowikow antwortete: „Die Anzeige von Marijin ist nicht fundiert.“

Außerdem ist durch den Brand nicht nur der Ankläger ums Leben gekommen, sondern auch jede Möglichkeit genommen worden, die Existenz der betreffenden Dokumente nachzuweisen, da sie, falls sie wirklich bestanden haben, durch das Feuer vernichtet wurden.“

Dem Genossen Schewnik erschien diese Erklärung nicht einleuchtend: Er hat seinen Vize Serdjuk damit beauftragt, den Fall genau unter die Lupe zu nehmen.

88 Prozent aller „Gauleiter“ seit 1957 abgesetzt!

M. Moskau. Neue Angaben über die Säuberungsaktion Chruschtschews im Parteiapparat hat Frol Koslow, der „zweite Mann“ in der Sowjetunion, in der Zeitschrift „Kommunist“ gemacht. Wie Koslow erklärt, seien 70 Prozent sämtlicher sowjetischer GebietsparteiSekretäre weniger als drei Jahre im Amt. Der Anteil der Sekretäre, die ihr Amt seit mehr als fünf Jahren ausübten, betrage kaum 12 Prozent.

Seit dem Sieg Chruschtschews über die „partei-feindliche Gruppe“ im Jahre 1957 sind somit rund 88 Prozent aller damals in Amt und Würde stehenden sowjetischen GebietsparteiSekretäre (der roten „Gauleiter“) gesäubert worden.

„Schwere Fehler bei Stalingrad“

Genosse Simonows große Kehrtwendung

M. Moskau. Das Moskauer Publikum erwartet mit großem Interesse das Erscheinen eines neuen Romans des bekannten sowjetischen Schriftstellers Konstantin Simonow, der die Schlacht bei Stalingrad in einem neuen Licht behandelt. Das Regierungsorgan „Iswestija“ hat bereits einige Auszüge aus dem Roman veröffentlicht und somit die Bedeutung unterstrichen, die man amtlicherseits diesem Buch beimißt.

Wie die in der „Iswestija“ veröffentlichten Auszüge erkennen lassen, besteht das Novum in der Bewertung der Stalingrader Schlacht darin, daß man jetzt auch einige Beschlüsse des sowjetischen Oberkommandos für falsch erklärt. Während zu Stalins Zeit behauptet worden war, die Schlacht sei von Stalin persönlich „genial“ in allen Einzelheiten geleitet worden, hatte man nach der Enttarnung zwar weiterhin alle Aktionen der sowjetischen Armee bei Stalingrad für richtig erklärt, das Verdienst für die Erfolge aber nicht mehr Stalin, sondern den Befehlshabern der sowjetischen Streitkräfte zugeschrieben, zu denen neuerlich auch Nikita Chruschtschew, seinerzeit Politikkommissar an der Stalingrader Front, gezählt wird, zugeschrieben.

Simonow schreibt nun, daß das sowjetische Kommando grobe Fehler bei Stalingrad begangen habe, die „Tausende unnötige Opfer“ zur Folge gehabt haben. So sei der letzte Ansturm auf die Positionen der eingekesselten deutschen Truppen unter von Paulus völlig überflüssig gewesen, da sich die Deutschen sowieso aus Hunger bald ergeben hätten. Verantwortlich für diesen Fehlbeschuß sei nach Simonow Stalin gewesen, der möglichst schnell die Befreiung der Stadt seines Namens gewollt habe.

Im übrigen enthalten die Auszüge aus dem neuen Stalingrad-Roman Simonows weitere Kritiken an dem Personenkult Stalins — so z. B. eine Schilderung der Verfolgungen gegen viele Offiziere, über deren Tod oder Leben durch ein zufälliges Telefongespräch entschieden wird. Der Verfasser schildert auch in Einzelheiten die Zweifel, die die sowjetischen Offiziere während des Krieges an der Richtigkeit der Befehle Stalins gehabt haben.

Wie es mit manchen anderen sowjetischen „Entstalinisierungswerken“ der letzten Zeit der Fall ist, verursacht auch der neue Roman Simo-

nows bei den Kennern der sowjetischen Literatur ein ironisches Schmunzeln. Denn Simonow selbst ist es gerade gewesen, der in seinem Stalingrad-Roman „Tage und Nächte“ Stalin geradezu klassisch verherrlicht hatte. Für „Tage und Nächte“ und für ähnliche Werke im Geiste des Personenkultes war Simonow seinerzeit sogar sechs mal mit dem Stalinpreis ausgezeichnet worden!

Sturm auf Bonzenwohnungen

M. Warschau. In Thorn haben sechs Arbeiterfamilien Wohnungen in einem Neubau „besetzt“, die für Parteifunktionäre „reserviert“ waren. Versuche der polnischen Miliz, die Arbeiter zum Verlassen der Wohnungen zu bewegen, waren ergebnislos: Die Arbeiter verbarrikierten die Türen.

Eine sofort einberufene Stadtparteikonferenz wies den Arbeitern, die zehn Jahre lang auf eine Wohnungszuteilung gewartet hatten, geräumigere Wohnungen in einem Altbau zu und versicherte, daß der Neubau nicht mit KP-Funktionären, sondern mit kinderreicheren Arbeiterfamilien belegt werden würden. Beamte des städtischen Wohnungsamtes, die den KP-Funktionären die Neubauwohnungen widerrechtlich zugewiesen hätten, wurden fristlos entlassen.

Eine Schweizer Stimme:

Vertreibung statt Selbstbestimmung

Bern (hvp). Die vom Schweizerischen Ost-Institut herausgegebene Wochenschrift „Schweizer Kommentare“ befaßt sich in einem kritischen Bericht über den „polnischen Weg zum Sozialismus“ auch mit der Oder-Neiße-Frage und stellt hierzu fest, daß das Potsdamer Abkommen die östlichen deutschen Provinzen allein unter polnische bzw. sowjetische Verwaltung gestellt habe, sie seien aber von den beiden westlichen Staaten „einverleibt und eingegliedert“ worden. Es handele sich um „Annexion statt Verwaltung“, um „eine Art occupatio bellica“ (Besetzung durch Krieg). Statt das Selbstbestimmungsrecht anzuerkennen, habe Polen die Deutschen der Oder-Neiße-Gebiete „einfach vertrieben“. Die Selbstbestimmung habe man mit der Begründung verweigert, sie gefährde die „kollektive Sicherheit“.

„Kosmische Flugzeuge“

M. Moskau. In der Zeitschrift „Luftfahrt und Kosmonautik“ hat der sowjetische „Hauptmarschall der Luftfahrt“, Werschinin, den Bau kosmischer Flugzeuge als eine Angelegenheit bezeichnet, die in ein „reales Stadium“ getreten sei. Diese Flugzeuge sollen in einer Höhe von 100—200 Kilometern, nachdem sie mittels Raketenantrieb auf die „erste kosmische Geschwindigkeit“ gebracht wurden, die Erde antriebslos umrunden und an jedem beliebigen Punkt landen können.

„Eine Apfelsine kostet 2,50 Mark“

Was ein Sowjet-Arbeiter bezahlen muß

Über die ungeheuren Preise, die ein sowjetischer Arbeiter heute bei sehr bescheidenen Löhnen zahlen muß, berichtet Heinz Schewe, der Moskauer Korrespondent der „Welt“ u. a.:

„Für den Normalverbraucher Iwan Iwanowitsch war das Leben schon bisher teuer genug. Zwar zahlt er relativ wenig Steuern (bei einem mittleren Einkommen zwischen 50 und 100 Rubeln etwa zehn Prozent), dafür kostet aber ein einfacher Wintermantel rund 100 Rubel! Das entspricht bei vielen Sowjetmenschen mehr als einem Monatsgehalt. Für Schuhe muß man 20 bis 50 Rubel, für Herrenanzüge 100 bis 200 Rubel, für Frauenkleider aus einheimischen Stoffen 20 bis 50 Rubel auf den Tisch legen...“

...für eine einzige Apfelsine zahlt Iwan aber, falls sie überhaupt angeboten werden, einen halben Rubel, das sind fast 2,50 Mark. Einen Luxusgegenstand stellen auch frische Gurken dar. Als besonders kostbar werden sie hier meistens in der Einzel gehandelt. Für eine kleine Portion Gurkensalat in meinem Hotel zahle ich zur Zeit 50 Kopeken, das sind fast 2,50 Mark! Ein bescheidener Teller Gulasch aus Rindfleisch mit Reis erhöht die Rechnung um 1,20 Rubel (über fünf Mark)...

Ein Liter Milch kostet 29 Kopeken (1,20 Mark), ein Ei elf Kopeken (50 Pfennig), ein Pfund Butter seit dem 1. Juni dieses Jahres 3,60 Rubel (etwa 15 Mark), ein Kilo Schweinefleisch 2,20 Rubel (bisher 1,80 Rubel), ein Kilo Rindfleisch zwei Rubel (bisher 1,50 Rubel), ein Kilo Hausmacherwurst 2,20 Rubel (bisher 1,70 Rubel) und ein Kilo Hühnerfleisch 3,60 Rubel (bisher 2,60 Rubel). Ein guter Bauarbeiter verdient hier zwischen 80 und 120 Rubel im Monat.“

Zwischen Musical und Mauer

Berlin-Werbung — und was daran nicht stimmt

Von unserem Berliner M.P.L.-Korrespondenten

Berlin-Werbung tut not. Darüber sind wir uns alle einig. Noch besser dräulich wäre es, wir könnten darauf verzichten, weil Berlin als deutsche Hauptstadt, als deutsche Schicksalsstadt, im Denken und Fühlen eines jeden Deutschen ohnehin an erster Stelle stände — vergleichbar mit der Rolle, die etwa Elsaß-Lothringen fünfzig Jahre lang, von 1871 bis 1918, im Herzen der Franzosen spielte. „Nie davon sprechen, immer daran denken“, so hieß damals in Frankreich die Parole; es war mehr als eine Parole...

So stark aber ist Berlin im Herzen des Bundesbürgers nicht verankert. Und so müßte es doch sein, wenn wir von den Bürgern der anderen Länder der freien Welt verlangen, sie sollten sich für Berlin interessieren, für Berlin einsetzen, ja für Berlin Opfer bringen.

Es ist nicht so, und daher bleibt es dabei: Berlin-Werbung tut not!

Aber wie? Da sind wir Zeugen einer erstaunlichen und nicht durchweg erfreulichen Entwicklung.

Nach dem 13. August 1961 warb Berlin mit der Mauer. Heute wirbt es mit dem Besuch des Erfolgs-Musicals „My fair Lady“. Das ist stark vereinfacht ausgedrückt und soll sagen: in der Berlin-Werbung haben sich zu den Politikern die Kulturfunktionäre und die Werbekaufleute gesellt.

*

Ehe wir urteilen, wollen wir diese drei Sparten in Streiflichtern bei ihrer Tätigkeit vorführen.

... Ein Konvoi von Senatsfahrzeugen an der Mauer. Ein hoher auswärtiger Gast ersteigt einen der hölzernen Miniatur-Wachtürme, wie sie auf beiden Seiten überall errichtet sind. Er blickt über die Mauer, erst mit bloßen Augen, dann reicht man ihm ein Fernglas. Die Pressefotografen blitzen. Am nächsten Morgen wird das Bild in der Zeitung stehen; als Unterschrift ein kerniges Wort der Empörung des Gastes über Ulbricht und ein herzliches der Sympathie für West-Berlin. Überschrift: Ein Freund Berlins. Dieser Titel ist durch seine massenweise Verleihung schon etwas abgegriffen.

Zweite Szene. Ein Dienstzimmer. Akten, Unterlagen, Pläne. Während Tausende von Studienplätzen und Studentenzimmern für Freie Universität und Technische Universität fehlen, sucht man schon Grundstücke aus für eine dritte Universität. Während ein Zehnjahresplan zum Ausbau der vorhandenen Institute gerade erst anläuft, wuchern die Pläne für das neue, das Super-Institut, an dem nicht studiert und Examen gemacht werden sollen, das vielmehr der Weiterbildung der akademischen Welt-Elite dienen wird. Unter Führung von Welt-Koryphäen. Werden sie ihre bisherigen Arbeitsplätze aufgeben und spornstreich nach Berlin kommen? Man wird „Anreize“ schaffen. Welche, das ist noch nicht ganz klar.

Ein anderer Aktenberg birgt noch weitergehende Projekte. Ein internationales Kultur- und Forschungszentrum. Hierzu melden sich in täglichen Briefeingängen Freunde Berlins aus aller Welt zu Worte. Leider auch falsche Freunde. Erfolglose, die plötzlich Land sehen, Subventionen und gar ein eigenes Institut für irgendeinen ausgefallenen Forschungszweig, der vielleicht nur ein Hobby ist. Naive, die glauben, die Wissenschaft könne den festgefahrenen Karren der Ost-West-Politik flottmachen. Träumer, die das Forschungszentrum als Attraktion sehen, so unwiderstehlich, daß die Sowjets, nur um an ihm teilnehmen zu können, die Mauer niederlegen und den Weltfrieden anbrechen lassen werden. In ihrer Gesellschaft befinden sich Vertreter der gefährlichen Richtung „Heller rot als tot“. Bewußte und unbewußte Helfer Moskauts. Die über ein Gesamtberliner Kulturzentrum mit internationalem Status der Infiltration und endlichen Liquidation des freien Berlin den Weg ebnen möchten.

*

Das dritte Bild ist ein Zeitungsinserat. Ganzseitig, jeder Bundesbürger hat es in seiner Tageszeitung gehabt. Berlin-Quiz. Was weißt du von Berlin? Zwölf Fragen, die Lösung ist an Hand eines Berlin-Liedes kinderleicht, also eigentlich mehr Lotterie als Quiz. Die Fragen betreffen den Wohnungsbau, Industrie und Gartenbau, Luftverkehr, Zahl der Theater und sonstigen Veranstaltungen, Museen, Hochschulen, Fußball und Sechstagerennen.

Als Preise Luxusaufenthalte in Berlin, Sachpreise, 25 „My-Fair-Lady“-Reisen für zwei und 100 für eine Person. Über diese Preise ist an sich nichts zu sagen, sie sollen verlocken, am Quiz teilzunehmen, und diesem Zweck haben sie gedient. Nachdenklich stimmt hingegen die Auswahl der Fragen. Eine von ihnen bezieht sich auf die Gesamtlänge der West-Berliner Straßen, eine auf den Kraftfahrzeugverkehr zwischen Berlin und der Bundesrepublik. Aber keine nimmt unmittelbar Bezug auf die politische Lage gegenüber der Stadt! Wie nahe hätte es gelegen, um nur ein Beispiel zu nennen, nach der Länge der Berlin durchschneidenden Mauer zu fragen, nach der Länge des Todesstreifens, der die Stadt vom Zonenrandgebiet trennt!

Nichts dergleichen. Und dabei handelt es sich bei dem Berlin-Quiz um eine vom Senat veranstaltete Aktion. Er hat sie allerdings nicht selbst gestaltet, sondern dies einem kaufmännischen Werbefachmann überlassen. Sie zeigt uns eine Tendenz zur Entpolitisierung und Kommerzialisierung der Berlin-Werbung.

Die Omnibusfahrt an die Mauer wird zur Routine, der Besuch Berliner Vergnügungstätten zum Schwerpunkt der Berlinreisen.

Vielleicht ist das ganz klug gedacht. Nämlich, daß die Mauer auf die Dauer nicht zieht; daß „My fair Lady“ bei den Westdeutschen besser „ankommt“. Hauptsache — Besucher in Mengen.

Berlin — eine zugkräftige Insel der Kultur und des Tourismus, eine Oase der Forschung und des Vergnügens, das ist auf den ersten Blick eine bestechende Vorstellung. Aber sie gewinnt etwas Gespenstisches, wenn sie ohne den politischen Hintergrund gedacht wird. Ein Tanz auf dem Vulkan — wenn all diese schönen Pläne der Öffentlichkeit so als dieser werden, als brauche man an den politischen Status West-Berlins nicht mehr zu denken, als könne alles so weitergehen wie bisher. Als sei die Zeit des schrittweisen Zurückweichens vorbei...

Während fröhlich kulturell und kommerziell geworben wird, hörten wir vergangene Woche ein höchst gefährliches Wort aus dem Mund des Regierenden Bürgermeisters selbst. Er sagt im Zusammenhang mit den Meuchelmorden an Flüchtlingen: „Der Schießbefehl muß weg!“

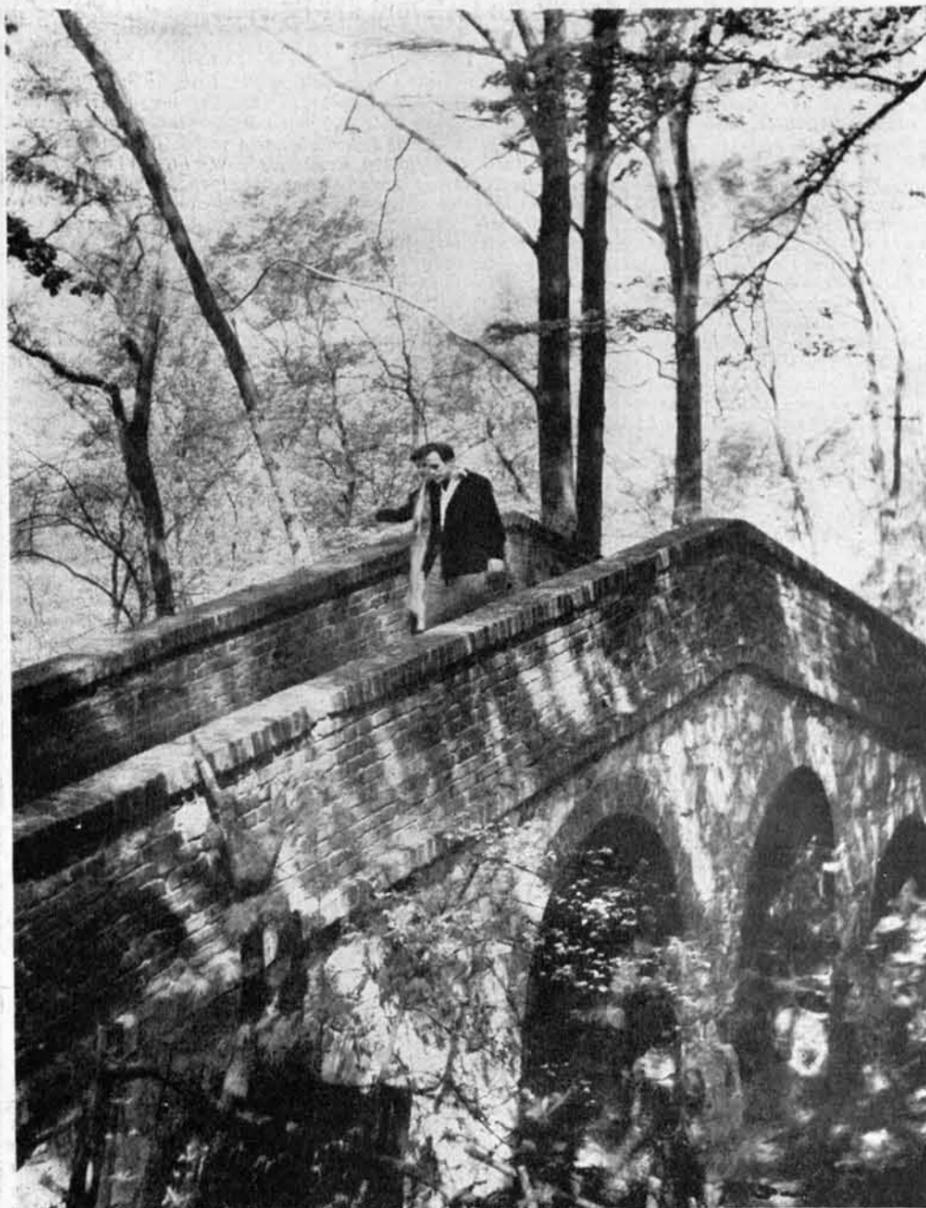
Denken wir nur ein paar Jahre zurück. Da hieß es (Chruschtschews Ultimatum muß weg). Nach dem 13. August hieß es: „Die Mauer muß weg!“ und jetzt also nur noch: „Der Schießbefehl muß weg.“ Immer bescheidener, immer kleinlaut. Wenn sie eines Tages nicht mehr mit Gewehren, sondern mit Kanonen nach West-Berlin hineinschießen, werden wir dann auch nichts weiter wissen als „Die Kanonen müssen weg“?

Ohne kommerzielle und kulturelle Werbung in ihrem Wert zu schmälern, müssen wir heute sagen, daß es derzeit nur eine zugkräftige Berlin-Werbung gäbe — eine entschlossene zielbewußte Berlin-Politik. Sie ist die Voraussetzung für alles andere.

Aber auch wenn sie gegeben sein sollte, muß man „auf dem Teppich bleiben“ Bitte, keine Seifenblasen, keine Utopien. Die hat Berlin gar nicht nötig. Denn das ist gerade seine Stärke, das ist es, was auf die Dauer Menschen von überallher anzieht: die Atmosphäre einer Millionenstadt ohne Hektik, großzügig, aber nicht angeberisch, nüchtern und dennoch nicht ohne Charme. Und auch das andere ist d., was auf die Dauer wirkt und wirbt, nämlich der Fleiß und die Intelligenz des Berliners, die Berliner Wertarbeit.

*

Um nicht mißverstanden zu werden: Berlin begrüßt, wenn wissenschaftliche Institute, die es einst besaß, wieder in seine Mauern zurückkehren, wenn neue Institute errichtet werden, für die die ideellen und personellen wie aber auch die materiellen Voraussetzungen bestehen. Berlin freut sich, wenn seine Theaterdirektoren Zugstücke der ernsten und heiteren Muse herausbringen. Es freut sich über jeden Facharbeiter, jeden Künstler und jeden Gelehrten, der von außerhalb aus freien Stücken hierher übersiedelt. Jeder Tourist ist willkommen. Und es soll auch geworden werden, mit Trommeln und Trompeten und ruhig auch mit Methoden der



Romantisches Berlin: Eine jahrhundertalte Steinbrücke im Glienicker Park.

Entnommen dem Bildband „Berlin“, Hanns-Reich-Verlag, München

freien Wirtschaft. Aber das darf nicht zur Selbsttäuschung führen. Der Hintergrund muß sichtbar bleiben, für die Werber und Pläneschmiedler und die, die sie ansprechen.

Die Politiker aber sollten ihre Zeit und Stimme den Werbeprojekten nicht allzu häufig widmen und nicht den Eindruck entstehen lassen, als ob sie keinen anderen Weg mehr wüßten oder gar glauben, man könne die Mauer durch „My fair Lady“ beseitigen.

Zuwachs der West-Berliner Industrieproduktion von 14% im ersten Halbjahr 1961 steht im zweiten Halbjahr nur noch eine Steigerungsrate von 4% gegenüber, die jedoch genau der westdeutschen Rate entspricht. Dies ist um so bemerkenswerter, als in West-Berlin durch den Ausfall der Grenzgänger nach dem 13. August die Lage auf dem Arbeitsmarkt sehr angespannt wurde, so daß ein Absinken der Industrieproduktion unter den Vorjahresstand nicht unbedingt überrascht hätte.

*

Erheblich zugenommen haben auch die Lieferungen von West-Berliner Erzeugnissen nach der Bundesrepublik, die wertmäßig um 14% auf 5,05 Mrd. DM stiegen. Westdeutschland hat damit im Berichtsjahr 66% der gesamten Berliner Industrieproduktion aufgenommen, gegenüber 65% im Vorjahr. Die Handelsbilanz West-Berlins mit der Bundesrepublik zeigt im übrigen bei den Lieferungen eine kräftige Zunahme um 12% auf rund 6,7 Mrd. DM, während die Berliner Bezüge aus der Bundesrepublik um 5% auf 7,5 Mrd. DM stiegen. Der Export West-Berlins erreichte im Berichtsjahr 1,4 Mrd. DM; gegenüber dem Vorjahr bedeutet dies eine Steigerung um 14,7%, während die westdeutsche Wirtschaft in der gleichen Zeit nur eine Exportsteigerung von 6,3% erzielte.

Trotz dieses günstigen Bildes hat jedoch der 13. August für West-Berlin ein Problem aufgeworfen, das vorher leichter zu bewältigen war: die angespannte Lage auf dem Arbeitsmarkt infolge der Vollbeschäftigung. Vor dem 13. August gelang es mit Hilfe der zunehmenden Zahl von Grenzgängern, diese Schwierigkeit zu überwinden, so daß die Spannung weniger groß war als in der Bundesrepublik. Nachdem mit dem 13. August diese Arbeitskräfte ausgefallen sind, steht Berlin vor den gleichen Problemen wie die Bundesrepublik. Daß trotzdem keine Stagnation eintritt und die Lieferfristen eingehalten werden konnten, führt die Berliner Kammer auf die elastische Anpassungsfähigkeit der Unternehmen zurück. Da die notwendige Zuwanderung von Arbeitskräften jetzt nur noch aus Westdeutschland möglich ist und da außerdem der Tendenz zu einem Rückgang der Bevölkerungszahl West-Berlins entgegenzuwirken werden muß, vertreten sowohl die Kammer als auch der Berliner Senat energisch die Ansicht, daß die Expansion der West-Berliner Wirtschaft fortgesetzt werden muß. Ein Stillstand würde bedeuten, daß West-Berlin hinter Westdeutschland zurückbliebe. Die Kammer weist allerdings in diesem Zusammenhang auch darauf hin, daß künftig in West-Berlin immer mehr Arbeitskräfte in der Gütererzeugung und weniger im Bereich der Dienstleistungen tätig seien. Das bedeutet vor allem für die öffentliche Verwaltung, die fast ein Fünftel aller Arbeitnehmer beschäftigt, daß sie mit weniger Menschen als bisher auskommen müsse, obgleich sich Dienstleistungen nur begrenzt rationalisieren ließen.

West-Berlins Wirtschaft weiter im Aufschwung

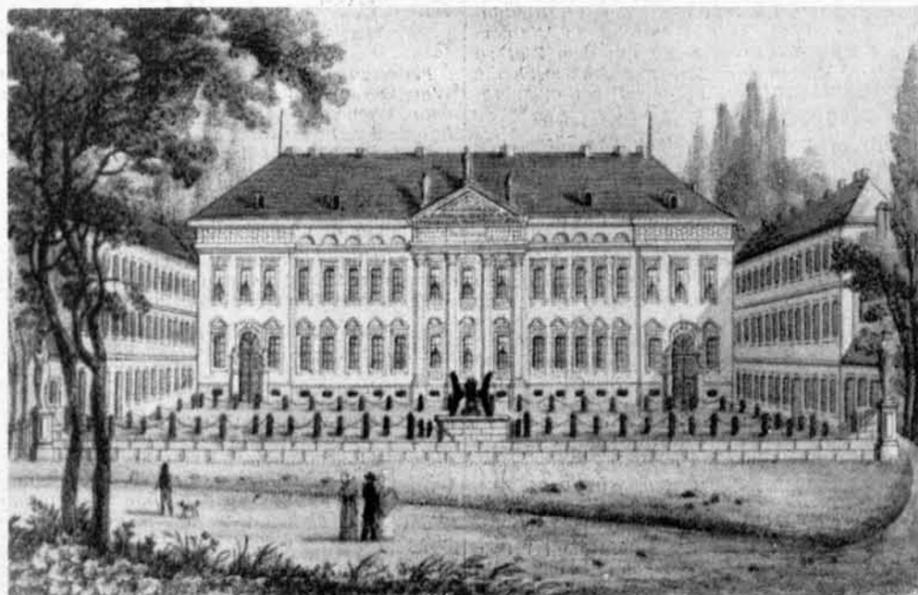
Jedoch größere Spannung am Arbeitsmarkt

Von Walter Engelhardt

np. Auch nach dem 13. August ist in West-Berlin das wirtschaftliche und soziale Gleichgewicht nicht wesentlich gestört worden. Die strukturell wichtigsten Industriezweige erreichten 1961 wieder durchaus befriedigende Wachstumsraten ihrer Produktion. Einige Zahlen aus dem jetzt veröffentlichten Jahresbericht der Industrie- und Handelskammer zu Berlin zeigen den anhaltenden Aufschwung. Danach erhöhten sich die Umsätze der West-Berliner Industrie auf 9,5 (8,6) Mrd. DM, der Einzelhandel erzielte einen Umsatz von 5,0 (4,6) Mrd. DM, der Großhandel

von 5,2 (5,0) Mrd. DM, und das Bauvolumen erreichte wieder einen Wert von fast 1,5 Mrd. DM.

Der Industrieumsatz lag mit einer Steigerung von 10% um 2% über dem von der westdeutschen Industrie erzielten Satz. Der Produktionsindex erhöhte sich gleichzeitig um 9% auf 167 Punkte. Im Vorjahr war zwar eine Erhöhung von 15% festzustellen gewesen, die verringerte Zuwachsraten hängt jedoch nicht mit den Ergebnissen vom 13. August zusammen, sondern sie ist eine Entwicklung, die genau parallel mit der in der westdeutschen Industrie verläuft. Einem



Schloß Bellevue, vom Tiergarten her gesehen.

Alter Stich (um:1820) aus dem Band: „Der Tiergarten in Berlin.“

Die Gleichschaltung der Zonenindustrie

Ulbricht, der größte Lieferant der Sowjets

Von unserem Berliner R.B.-Mitarbeiter

Die Sowjetzone ist der größte Außenhandelspartner der Sowjetunion. Im Gegensatz zu den anderen Satelliten, die vorwiegend agrarisch ausgerichtet sind, ist Mitteldeutschland ein hochindustrialisiertes Gebiet. Die Ausschaltung der Privatinitiative und die kommunistische Planwirtschaft haben viele Mißstände herbeigeführt. Auch die wachsende Unzufriedenheit in der Bevölkerung hat sich nicht gerade günstig auf die Produktion ausgewirkt. Aber die Fabriken und vor allem die Facharbeiter sind vorhanden, und sie bringen auch heute noch eine industrielle Produktion zustande, die die sowjetische Besatzungszone zum wichtigsten Bestandteil des gesamten Ostblocks macht.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Zonenindustrie mehr und mehr auf den Bedarf der Sowjetunion und der anderen Ostblockländer ausgerichtet worden. Sie darf ihre Produktion nicht selbständig planen, sondern bekommt sie von Moskau diktiert. Industriezweige, an denen die Sowjets uninteressiert sind, wie beispielsweise die Flugzeugproduktion, mußten zugunsten anderer Fertigungen eingestellt werden.

So wurde die mitteldeutsche Bevölkerung mehr und mehr zu Arbeitssklaven für die Sowjetunion herabgewürdigt. Ihr Sklavendasein spiegelt sich auch darin wider, daß Moskau die gelieferten Erzeugnisse weit unter Preis bezahlt, dafür aber die eigenen Lieferungen um so höher bewertet. Dadurch hat sich die Verschuldung der Zone an die Sowjetunion in den letzten Jahren ständig erhöht. Und wie ein Sklavenhalter schwingt der Kreml die Peitsche, um die Schulden einzutreiben.

Es klingt zwar grotesk, ist aber trotzdem eine Tatsache, daß dieser Ausbeutungsprozeß bis zu einem gewissen Grade von westdeutschen Firmen unterstützt wird. Ohne die westdeutschen Lieferungen an Eisen, Stahl, Maschinen, Chemikalien usw. auf Grund des Interzonenhandelsabkommens wäre die Zone nämlich gar nicht in der Lage, ihren Verpflichtungen gegenüber dem Ostblock nachzukommen. Die mitteldeutsche Bevölkerung steht daher auch dieser „Hilfe“ aus Westdeutschland sehr kritisch gegenüber, da sie fast ausschließlich Ulbricht und den Sowjets zugute kommt. Hinzu kommt, daß die Gegenlieferungen der Zone oft auch noch in Lebensmitteln oder anderen wichtigen Dingen des täglichen Gebrauchs bestand, die in Mitteldeutschland besonders knapp sind.

Ulbricht wäre für die Sowjets längst nicht so interessant, wenn er nicht mit westlicher Unterstützung so viel zur Erfüllung der sowjetischen Wirtschaftspläne beitragen könnte.

Es ist schon wiederholt auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, daß auch der Westen seinen Handel nach politischen Gesichtspunkten ausrichten sollte. Vor allem sollte sich die Bundesrepublik, aber auch andere NATO-Staaten, zu einer solchen Überprüfung entschließen. Westdeutschland ist nach der Sowjetzone der größte Lieferant der Sowjets. Für 1,5 Milliarden DM gehen jährlich Waren in die UdSSR. Gleich dahinter kommt Großbritannien. Auch West-Berliner Großbetriebe haben sowjetische Aufträge. Darunter beispielsweise Siemens, die Maschinen und Großmotoren liefern. Einiges Aufsehen erregte es kürzlich, als der Sowjetbotschafter in Ost-Berlin, Perwuchin, sich persönlich in den West-Berliner Siemenswerken nach dem Stand der Fertigung der Aufträge erkundigte.

Neben anderen amerikanischen Politikern hat auch der ehemalige Vizepräsident Nixon darauf hingewiesen, daß die westlichen Lieferungen den Kommunismus stärken und daß der Westen den Handel endlich als eine seiner schärfsten Waffen im Kalten Krieg einsetzen müßte.

Lawdt, ein kleines Dorf am Frisching

Schon die Fahrt mit der Kleinbahn nach dem Dörfchen Lawdt im Kreise Bartenstein war herrlich. Vielleicht habe nur ich das so empfunden, denn ich hörte manchen über Staub und Hitze klagen. Das Abteil war staubig, die Bänke hart. Mir war der Geruch nach Erde, Stall und Stroh angenehm, ich war damals ja noch ein Kind.

Zu Fuß gingen wir über Land. Man hatte uns nicht abgeholt. Warum auch? Der Weg war ja so schön. Er führte durch Wiesen, Felder, an Gehöften vorbei, Hühner gackerten und Hunde bellten. Herden von schwarzweiß-gescheckten Kühen grasten auf den Wiesen, und überall — allüberall der Duft des lauen Frühlingmorgens.

Mein Vater wußte Wege, die ein gut Teil kürzer waren, aber durch Wiesen, über Zäune und Gräben führten. Das war für mich ein doppeltes Vergnügen. Meine Mutter wäre lieber den breiten, bequemen Weg gegangen, aber sie mußte sich fügen. Da kamen wir an einem murmelnden Bächlein vorbei, in dem sich Erlen spiegelten. Als Brücke dienten ein paar Stangen mit Knüppeln darüber. Mein Vater nahm mich auf den Arm und reichte meiner Mutter den Wanderstock. So kamen wir glücklich hinüber. Wie seltsam die Weiden aussahen mit ihren graugrünen Häuptern! Sobald wir uns näherten, stoben Vögel empor mit lautem Geschrei. Der Storch stand auf der Wiese und klapperte. Winzige Frösche hüpfen über den Steig.

Überall blühten Butterblumen. Es sah aus, als hätte es Gold geregnet. Ich pflückte mir einen guten Strauß davon und steckte mir Blüten ins Haar und ans Kleid. Hoch im Blau hörte ich die Lerche singen. Feldhühner strichen vorüber. Ein Häschen hoppelte fern über die Ackerfurden. Ich wurde nicht müde, den Schmetterlingen nachzujagen, hin und wieder zu laufen und tausend neue Dinge zu erspähen und zu bewundern.

Da — in der Ferne tauchte Lawdt auf. Unser Dorf! Nicht lange, da standen wir vor dem Gartengatter. Onkel und Tante und Vettern und Basen eilten heraus und zogen uns unter vielen begrüßenden Worten ins Haus.

Das war noch ein altes Bauernhaus mit einem Strohdach darauf und einem Hausflur, gepflastert mit roten Ziegelsteinen. In der Küche stand ein mächtiger Ofen aus schwarzverraucherten Backsteinen. Man kochte damals noch auf einem Dreifuß und wenn man emporsah, so blickte man in den offenen Kamin, in dem hoch oben Speckseiten aufgehängt waren. Ein anheimelnder Geruch erfüllte das Haus. War es das brennende Tannenholz das frischgebackene Brot, waren es die grünen Birkenreisler, die überall steckten? Es war ein Duft, so einmalig und vertraut — noch heute meine ich ihn zu spüren.

Kuchen stand auf dem Tisch und eine mächtige braune Kanne voll Kaffee. Auch dieser Kaffee war so, wie es ihn nur hier gab. Es war bestimmt kein Mokkagetränk. Vielleicht würde mancher schauernd dafür danken, aber ich fand ihn herrlich. Er wurde schon in der Kanne mit Milch vermischt und schmeckte nach Land und Ferien. Milo, der große Hofhund, lag auf der Diele und sah zu, wie wir Kuchen aßen und Kaffee tranken. Er wartete darauf, daß ich mit ihm herumtollen würde.

Vor dem Hause lag der Garten, in dem ein paar wilde Kruschkenbäume wuchsen. Auf den Beeten standen Marienkraut und allerlei bunte Blumen, vor allem Gilken und Bauernrosen.

Hinter der Chaussee lag die Wiese, durchschnitten vom Frisching, dessen klares Wasser zum Baden verlockte. Das Gras und die wilden Blumen dieser Wiese verbargen meine kleine Gestalt fast vollkommen, wenn ich den schmalen Pfad zum Wasser hinunterging. Was wuchs da alles beieinander! Wiesenschaukraut, Glockenblumen, Maßliebchen, Himmelschüsseln standen dort und eine Menge anderer Blumen, die ich nicht mal dem Namen nach kannte. Es war eine Lust, am Wasser zu liegen, den würzigen Duft des Kalmus einzuatmen und die blanken Wellen nachzuträumen. Mein Vater stand oft hier unten mit der Angel in der Hand und fing manchen Hecht.

An diesem Pfingsttage aber lag ich hier ganz allein und schaute empor zum Himmel, wo auf dem blauen Seidengrunde die zarten Wölkchen schwebten, leise, fast unmerklich, segelten sie nach Osten. Rings um mich sumimte und surrte es, Milo hatte den Kopf auf die Pfoten gelegt und blickte mich aufmerksam an.

Bis dann jemand meinen Namen rief und Milo freudig losstürmte. Es war Mittag. Der eichene Bauertisch war blankgescheuert und beladen mit allerlei guten Sachen. Da saßen die Erwachsenen bereits und erzählten sich gegenseitig Erlebtes. Ich schob heimlich dem Milo mein Mittagbrot nach und nach unter dem Tisch zu, denn ich war mit meinen Gedanken schon wieder draußen auf der Wiese. Doch nach dem Essen ging es in den Wald. Der lag eine Viertelstunde hinter den Feldern und es führte ein Pfad zu ihm durch eine kleine Schlucht. Man hatte sich Decken mitgenommen und hielt hier im Schatten der Tannen die Mittagsrast. Der Wald gehörte meinem Onkel und niemand störte uns. Tiefe, wundersame Stille umfing uns hier, nur unterbrochen von dem Ruf des Kuckucks und dem Gesang der Vögel. Ganz leise rauschte es in den Wipfeln, knisterte im Grase. Hohes Farnkraut und Wacholder umgab den Pfad, auf dem wir im Moose lagen. Und wieder geht der herbe Duft dieses Waldes durch mein Erinnern. Ich weiß von keinem Platz, der es an Schönheit mit ihm hätte aufnehmen können.

Nun bin ich alt geworden und habe viel gesehen und erlebt. Ist es nicht, als ob die Zeit einen dichten grauen Schleier webt über die glänzende, duftige Schönheit der Natur? Warum sehnt man sich sein ganzes Leben lang nach einer solchen Wiese zurück, nach einem so geheimnisvollen, zauberhaften Wald, nach einem Fluß, der wie ein Märchenbild in der Erinnerung lebt? Habe ich nicht andere Gegenden gesehen, gegen die das kleine Dörfchen Lawdt wie ein Zwerg hinter Riesen verschwindet? Rauschende Wasserfälle, unermeßliche Wälder, Täler, grün und wunderbar. Aber nichts haftet mehr so im Gedächtnis, wie jene Zeit in der Jugend, in der noch alles klar und ungetrübt von den Blicken lag.

Wir sehen mit den gleichen Augen — aber sie sind müde geworden. Damals waren sie jung, und die Seele hatte Flügel. Und dann — es war die Heimat. Elsbeth Lemke

Alarmzeichen für den Westen

Von Hans Rolfs

Rotchinas mächtigster Mann, Mao Tse-tung, hat große Sorgen, seit sein listiger Gegenspieler im Kreml die sowjetischen Techniker und Ingenieure aus China zurückgezogen und die Lieferung von Industriegütern gestoppt hat. Die Arbeiten am größten Industrieobjekt des Landes, dem Bau des San-Men-Staudammes am Mittellauf des Gelben Flusses, mußten eingestellt werden. Auch die Erzeugung der rotchinesischen Schwerindustrie sank gewaltig. Viele Werke produzieren kaum noch die Hälfte des noch vor einigen Monaten erzeugten Ausstoßes; bei einigen Fabriken sank die Produktion sogar um 80 Prozent. Dieser Rückgang ist eine direkte Folge der Sperrung sämtlicher Sowjetkredite an Peking. Mao ringt mit Rohstoffmangel, zumal Chruschtschew energisch auf die pünktliche Rückzahlung der früher gewährten Finanzhilfe und Koreaschulden pocht, und zwar nicht in wertloser chinesischer Währung, sondern in harten Dollars.

Hatte man auf dem letzten sogenannten Volkskongreß vor einigen Wochen dadurch eine politische Schwenkung vollzogen, daß Tschu En-lai die Weltöffentlichkeit mit der Erklärung überraschte, daß Peking eine Politik des Friedens auf der Grundlage der Koexistenz bejahe, so zeigte sich wenig später beim Mai-Umzug in der rotchinesischen Hauptstadt, daß die ideologischen Gegensätze zwischen Peking und Moskau weiter bestehen. Überall fand man an sichtbarer Stelle die Bilder Stalins. Das war eine nicht zu übersehende neue Kampfansage Maos an seinen Rivalen Chruschtschew.

Trotz der schlechten Wirtschaftslage im eigenen Land versuchen Rotchinas Mandarine, ihre Handelspolitik im Ostblock auszudehnen. Diese verzweifelten Versuche, Chruschtschews ideologische Interessensphäre wirtschaftlich zu unterhöhlen, scheiterten jedoch schon am Beispiel Albanien. Enttäuscht über die bisherige mangelhafte Unterstützung durch das kommunistische China soll die albanische Regierung beabsichtigen, westliche Länder um Wirtschaftshilfe zu ersuchen. Dieses Land, das Rotchina als stärkste Trumpfkarte gegen Chruschtschew in der Hand hielt, ist durch Chinas Wirtschaftskrise in große Schwierigkeiten geraten. Da man sich in Tirana keinen Illusionen darüber hingibt, daß aus Moskau keine Hilfe zu erwarten ist, sieht man sich gezwungen, beim so verhassten Westen anzuklopfen.

Chruschtschew, dem die Balkanländer zur Zeit besonders wichtig erscheinen, beabsichtigt offenbar, einige abtrünnige Länder für seine Pläne wiederzugewinnen. Nicht von ungefähr kommt die sowjetische Einladung an Marshall Tito, seinen Urlaub in der UdSSR zu verbringen. Schon beim Bulgarienbesuch Mitte Mai lobte Chruschtschew die sowjetischen Beziehungen zu

Belgrad. Er wies die als besonders linientreu bekannten kommunistischen Funktionäre in Sofia darauf hin, daß ideologische Streitfragen im Ostblock zur Zeit zweitrangig seien.

Tito hat Chruschtschew bisher in der Deutschlandfrage immer rückhaltlos unterstützt. Darüber hinaus besitzt der jugoslawische Staatschef einen nicht unbedeutenden Einfluß auf gewisse neutrale Staaten. Durch die Auseinandersetzungen in der NATO ermutigt, versucht der sowjetische Ministerpräsident jetzt, so schnell wie möglich eine breite Front gegen den Westen aufzubauen — ein gefährliches Zeichen dafür, daß Chruschtschew seine Berlin- und Deutschlandpläne sicherlich in naher Zukunft voranzutreiben gedenkt.

Nur unter diesem Aspekt ist es auch zu verstehen, daß der rote Zar bei seinem Besuch in Sofia Albanien, das er sonst bei jeder sich bietenden Gelegenheit scharf angriff und als Verräter geißelte, mit keiner Silbe erwähnte. Auch seinen rotchinesischen Rivalen Mao setzte er mit den Worten schachmatt, Moskau bekenne sich voll und ganz zu den sogenannten Befreiungskämpfen der Kolonialvölker Südasiens. Es läßt sich zur Zeit noch nicht vorhersagen, ob er durch diese Formulierung dem rotchinesischen Vorwurf entgegenzutreten wollte, Moskau verrate durch seine „Versöhnungspolitik“ die Interessen der Weltrevolution oder er die Absicht verfolgt, in Vietnam und Laos neue Krisenherde mit dem Ziel zu schaffen, die immer stärker bedrohte Flanke der SEATO-Pakt-Staaten gewaltsam aufzubrechen.

Auf jeden Fall ist nicht zu überhören, daß Chruschtschew wieder eine schärfere Sprache spricht. Damit will er zweifellos die radikalen Strömungen im kommunistischen Lager für seine Zwecke einspannen. Das aber kann nur bedeuten, daß er die weltpolitische Lage für Moskau günstig einschätzt. Ohne Frage haben ihn die Differenzen im westlichen Lager zu dieser Haltung ermutigt. Er scheint sie für so bedeutsam zu halten, daß er die ideologischen Gegensätze, die auch heute ohne Frage zwischen Moskau auf der einen und Peking und Tirana (auch Belgrad nicht zu vergessen) auf der anderen Seite herrschen, als zweitrangig oder sogar unwichtig ansieht. Das sollte ein Alarmzeichen für den Westen sein.

Ausbildung ohne Abschluß

Allenstein (Jon). Die Allensteiner Presse stellte fest, daß an der Allensteiner Musikschule in den vergangenen acht Jahren rund 600 Menschen studierten. Bedauerlicherweise hätten aber nur vier eine Abschlußprüfung gemacht (an dieser Schule unterrichten zwölf Musiklehrer bei gegenwärtig 200 Studenten).

Eine rechte Freude...

... hat man an unserer geschmackvollen Ostpreußenplakette. Sie bietet sich uns als sauberer Bronzeuß auf einer 15 mal 12 Zentimeter großen Eichenplatte dar und zeigt die Elchschaufel goldfarben auf grünem Grund. Ein gelungener Entwurf, der als schönes Schmuckwappen für das ostpreußische Haus gedacht ist. Nur drei neue Dauerbezieher brauchen Sie dem Ostpreußenblatt zu vermitteln, um in ihren Besitz zu gelangen. Darüber und über andere begehrte und kostenlose Werbepremien lesen Sie Näheres nachstehend.

Für die Werbung eines neuen Dauerbezieher:

Ostpreußenkarte 1:400 000 mit Städtewappen, farbige; fünf Elchschaufelabzeichen Metall versilbert; Kugelschreiber mit Prägung „Das Ostpreußenblatt“; Autoschlüsselanhänger oder braune Wandkachel oder Wandteller 12,5 cm Ø oder Brielölimer, alles mit der Elchschaufel; Bernsteinabzeichen mit der Elchschaufel, lange oder Broschennadel; Heimatfoto 18 x 24 cm (Auswahlliste wird auf Wunsch übersandt); Buch „Heitere Stremel von Weichsel und Memel“ von Fritz Kudnig; Buch „Die schönsten Liebesgeschichten“ von Rudolf G. Binding (List-Taschenbuch); Haus-, Bild- oder Taschenkalender.

Für zwei neue Dauerbezieher:

Feuerzeug mit der Elchschaufel; schwarze Wandkachel 15 x 15 cm mit Elchschaufel, Adler oder Wappen ostpreußischer Städte, Tannenbergsdenkmal oder Königsberger Schloß; Heimatfoto 24 x 30 cm (Auswahlliste auf Wunsch); Buch „333 Ostpreußische Späßchen“; Roman „Die drei Musketiere“ von Dumas (512 Seiten).

Für drei neue Dauerabonnenten:

Elchschaufelplakette Bronze patiniert auf Eichenplatte; Silberbroschette mit Naturberstein; Wappenteller 20 cm mit Elchschaufel oder Adler.

Wer mehr neue Abonnenten vermitteln kann, erhält auf Wunsch ein weitergehendes Angebot.

Ersatzlieferung bleibt vorbehalten.

Es werden die an die untenstehende Anschrift gesandten Bestellungen prämiert; diese sollen also nicht bei der Post verbucht werden. Auf jeder neuen Bestellung gibt der Werber seinen Wunsch an; die Gutschriften können auch zum Auswählen stehen bleiben. Die neuen Abonnenten müssen selbst unterschreiben.

Eigenbestellungen und Abonnementerneuerungen nach Wohnsitzwechsel oder Reise werden nicht prämiert, ebenso nicht Bestellungen aus Sammelunterkünften oder mit wechselndem Wohnort, da der Dauerbezug von vornherein unsicher ist.

Hier abtrennen

Hiermit bestelle ich bis auf Widerruf die Zeitung

DAS OSTPREUSSENBLATT

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Die Zeitung erscheint wöchentlich.

Den Bezugspreis in Höhe von 1,50 DM bitte ich monatlich im voraus durch die Post zu erheben.

Vor- und Zuname

Postleitzahl Wohnort

Straße und Hausnummer oder Postort

Datum Unterschrift

Ich bitte, mich in der Kartel meines Heimatkreises zu führen. Meine letzte Heimatanschrift:

Wohnort Straße und Hausnummer

Kreis

Geworben durch

Vor- und Zuname

vollständige Postanschrift

Als Werbepremie wünsche ich

Als offene Drucksache zu senden an
Das Ostpreußenblatt
Vertriebsabteilung
Hamburg 13, Postfach 80 47

Unser junges Gemüse

Wohl dem, der jetzt seinen Garten hat und die ersten Ernten seines Fleißes hält! Spargel und Spinat sind vorüber, Rhabarber wird bald geschont werden, aber die Erbsen und Karotten stehen vor der Tür. Zier Kohlraabi und behaglicher Kopfsalat wechseln auf den Rändern der Gurkenbeete, Radisheschen wollen auch nicht zu groß werden, und die würzigen Kräuter bieten sich zu jeder Mahlzeit an. Die begehrteste Ernte bringen natürlich die Erdbeeren, die jede Mahlzeit zum Hochgenuß machen.

Wer nun aber keinen Garten hat (wie viele von uns müssen ihn hier entbehren!), dem bietet der Markt darüber hinaus die Fülle der Gemüse, die aus wärmeren Gegenden zu uns gebracht werden oder die Gärtnerkunst dank rationaler Anbauweise um Wochen früher zum Verkauf bringt.

Wir können unserem „Bruder Innerlich“ jetzt gar nichts Besseres antun, als ihm täglich Gemüse anzubieten — das ist die große Reinigungskur des Sommers, genauso gut wie eine Sommerreise!

Aber diese Kostbarkeiten müssen auch ihrer Wichtigkeit entsprechend mit Respekt und Liebe behandelt werden. Wir sollten sie so frisch wie möglich verwenden, nicht angewelkt kaufen, weder im Wasser auslaugen noch im Topf totkochen lassen, sondern nur ganz kurz dünsten oder als Frischkost anrichten. Sprechen Sie lieber nicht von „Rohkost“. Unsere lieben Männer, denen sie im Grunde recht gut schmeckt, sagen dann gern: „Ich bin doch kein Kaninchen!“ Erbsen und Karotten setzen wir nur mit

Liebstock, zwei Blättchen Majoran, zwei Blättchen Zitronenmelisse, Schnittlauch und 2 bis 3 Blätter von dem rauhen Borretsch, der Krone der Salatkräuter). Es gibt noch mehr Würzkräuter. Ihre Zusammenstellung ist Geschmacksache und gibt Freude an der Abwechslung. Wenn wir keinen Joghurt nehmen wollen, genügt auch Vollmilch, die in wenigen Minuten durch Zitronensäure dickt. Diese Soße kommt erst im letzten Augenblick über den geölten Salat, und ich möchte den Westdeutschen sehen, dem nicht unser ostpreußisch angerichteter Salat viel besser schmeckt als sein oft recht lieblicher Essig-Öl-Salat! Und wenn Sie dieses Göttermahl als Ouvertüre Ihres Mittag- oder Abendessens geben, erfüllen Sie alle Forderungen der modernen Ernährungslehre.

Nehmen Sie diese Zeit der jungen Kräuter wahr, um Kräuterbutter als Brotaufstrich zu machen. Dafür rühren Sie Butter oder Margarine schaumig, geben so viel sehr fein gehackte Kräuter dazu, wie das Fett aufnimmt, und schmecken mit Salz ab. Man kann auch ein hartgekochtes Eigelb und das gehackte Weiß mitverrühren. Man mache aber jedesmal nur soviel Kräuterbutter, wie zu der Mahlzeit gebraucht wird, damit kein Vitaminverlust eintritt. Diese Butter ist nicht nur ein delikater Brotaufstrich, sondern auch ein köstliches L-Tüpfelchen auf einer Scheibe Bratfisch oder einem gegrillten Steak.

Aber nicht nur der grüne Salat verlangt jetzt nach einer Kräutersoße, sondern möglichst jede Frischkost. Dazu eignen sich nahezu alle Gemüsearten. Da sie roh verarbeitet werden, müssen sie sehr sorgfältig gewaschen und zerkleinert werden. Wurzelgemüse bürsten, Wasser mehrmals wechseln oder unter fließendem Wasser spülen, nicht aber darin liegen lassen. Die Art der Zerkleinerung richtet sich nach dem Gemüse, man kann es raffeln, hobeln, in Streifen oder Würfel schneiden (Spinat, Chicoree, Paprika, Kohl, Porree, Äpfel), in Scheiben schneiden oder fein hacken. Als Soße kennen



wir schon die erwähnte Essig-Öl-Soße und die ostpreußische Sahnensoße. Zu einer Zitronenmarinade verquirlen wir Zitronensaft, Zucker, Milch, Buttermilch oder Büchsenmilch. Die einfache Marinade besteht aus Zitronensaft oder Essig, Zwiebeln, Kräuter, Salz, Zucker, Öl. Bei einer pikanten Marinade werden noch gehacktes Ei, Mostrich und Kapern zugefügt. Zur Quarkmajonäse nehmen wir ein ganzes Ei, das wir mit 2 Löffeln Sahne, Zitronensaft, Mostrich, Salz und Zucker schaumig rühren. 2 bis 3 Löffel Öl langsam dazu gießen, zuletzt 100 Gramm Glumse darunter schlagen und abschmecken. Zur echten Majonäse können wir ohne Bedenken zwei ganze Eier nehmen, die wir mit etwas Salz, Zitronensaft und Zucker glatt rühren. Zum Schluß etwa 1/4 Liter Öl langsam zugeben. Die Majonäse wird immer glatt und gut, wenn man beachtet, daß nicht nur alle Zutaten, sondern auch Schüssel und Schneebesen die gleiche Temperatur haben, daß also nicht etwa die Eier direkt aus dem Kühlschrank kommen und alles andere Küchenwärme hat.

Die Tiroler Soße entsteht, wenn man Tomatenmark in die Majonäse rührt, eine Remoulade durch Zugabe von gehackten Gewürzkräutern, Eiern, Senf und Kapern. Die berühmte „Frankfurterer Soße“ ist eine einfache Majonäse mit viel gehackten grünen Kräutern — die Frankfurterin kauft dazu ein fertiges Gewürzchen „grüne Soße“ — und dazugekocht. Straußchen Eiern.

Margarete Haslinger

Erika Ziegler-Stege:

Nachdenkliche Betrachtung

Oft, wenn ich zurückdenke an die Jahre zu Hause, muß ich mir sagen: Du hast die schönste Zeit deines Lebens nicht bewußt genug gelebt. Ich nahm das Glück, geliebt zu werden, das Glück, auf einem bezaubernden Fleckchen Erde leben zu dürfen, wie ich die Sonne nahm und den Regen — ohne zu danken für die Wärme, die mir die Sonne gab, für die Erfrischung, die mir der Regen schenkte.

Meist lebte ich dem Tag voraus, wirtschaftete, plante, sorgte, — statt den Tag zu genieße. Oft grübelte ich statt zu schlafen, oft krauste ich die Stirne statt zu lachen.

Aber — nicht ich alleine machte den Fehler, dem schönen Tag voraus zu leben, ohne ihn auf die richtige Weise zu nutzen. Nicht ich alleine ließ mich von den Mühseligkeiten des Lebens verärgern. Vielen Menschen ging es ähnlich wie mir. Nicht nur damals, nicht nur heute.

Ein Wort von Immanuel Kant fiel mir in die Hände:

Der Himmel hat den Menschen als Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens drei Dinge gegeben: die Hoffnung, den Schlaf und das Lachen...

Daß es diese drei Dinge gibt, diese Geschenke des Himmels — ist das nicht tröstlich? Und an diesen Trost, der von unserem großen Philosophen kommt, sollten wir uns immer wieder erinnern, wenn die Mühseligkeiten des Lebens uns erdrücken wollen.

Für Sie notiert

Auf der 40. Bundestagung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Düsseldorf erklärte Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier u. a., daß er die positive Haltung des rheinischen Präses D. Dr. Beckmann zur Geburtenkontrolle als mutigen, eindeutigen Aussage empfände, der angesichts der drohenden Gefahr der Menschenschwund in der Welt größte Bedeutung zukomme. Die evangelischen Frauen mußten sich mit dieser Frage verantwortungsbewußt auseinandersetzen.

Ein Fischklopfpulver, das aus Fisch und Kartoffeln zu einem gleichartigen Teil besteht, zerkleinert und getrocknet wurden, hat man in Kanada entwickelt. Die Masse kann mit Milch oder Wasser in Minuten verarbeitet werden.

Ab 1. Juli werden die Güteklassen für Obst und Gemüse entsprechend den Vorschriften der EWG neu mit Extra, I, II, und III bezeichnet. Die bisherigen Handelsklassen-Bezeichnungen A, B, C fallen dann weg. (FvH)

Guten Appetit!

Wer von den jungen Hausfrauen kennt noch das Gericht, das unter dem nicht sehr appetitlichen Namen „Schnepfendreck“ von Kennern sehr geschätzt wurde? Im Doennigschen Kochbuch wird es heute etwas zeitgemäßer „Schnepfenbrötchen“ genannt. Es handelt sich dabei um die Innereien der Schnepfe, dieses Vogels, mit dem langen Gesicht, wie wir bei uns zu Hause sagten. Die Eingeweide mit dem leicht ausgedrückten Mastdarm wurden gehackt, in Butter



mit Gewürzen und Eigelb gedünstet und oft noch mit etwas Kalbfleisch gestreckt. Kenner behaupten heute noch, daß es lecker, lecker schmecke.

Ein Gutsbesitzer in unserer Heimat, der Junggeselle geblieben war, brachte seiner alten Köchin einmal eine erlegte Schnepfe und sagte: „Moak se mie fein torecht!“

Auguste bringt schließlich den Vogel gebraten auf den Tisch. Er sieht wenig vertrauenerweckend und etwas vertrocknet aus. „On hest dem Schnepfendreck?“ fragt der hungrige Tischgast.

„Weggeschmäte“, lautet die einsilbige Antwort.

„Nee, nee, dat Beste schmietst du weg!“

Auguste geht brummend raus. Am Sonntag darauf bringt sie ein Spanferkel auf den Tisch.

„Na, wat hest denn nu wadder gemoakt? Dat stinkt ja so!“

„Jenntmoal schmeekt ek dem Schnepfendreck weg, doa wär nich goot, nu hebb ek dem Ferkeldreck benne geloate — ös oak nich goot. Enne kann wohl keiner rech moake!“ T.

Zu unserer Anfrage „Wer kennt das Kräutlein?“ in Folge 22 vom 2. Juni haben wir aus unserem Leserkreis eine solche Fülle von Zuschriften bekommen, daß wir alle Einsender noch um ein wenig Geduld bitten müssen. Wir werden jedem Hinweis nachgehen und ireuen uns darauf, unseren Lesern interessante „Kräuterweisheiten“ übermitteln zu können.

müssen. Aber man muß es einmal miterlebt haben, wie es heute noch drüben aussieht, muß gesehen haben, wie die Hausfrau und Mutter, ständig auf der Jagd nach den notwendigsten Gegenständen des täglichen Bedarfs, ihre Kräfte frühzeitig verbraucht. Wir alle haben die Möglichkeit zu helfen — und sei es nur durch Briefe oder ein winziges Päckchen, dessen Inhalt mit Liebe und Sorgfalt zusammengestellt wurde.

Schickt Euer Päckchen nach drüben!

Am vergangenen Sonntag, dem 17. Juni, wurde in Reden und Kundgebungen wieder einmal von der Not der Deutschen jenseits des Eisens Vorhangs gesprochen. Noch wesentlich aber als dieser Appell an die Öffentlichkeit am 17. Juni jeden Jahres scheint uns die Verbindung jedes einzelnen von uns mit den Menschen drüben. Eine Ostpreußin, die gerade von einem Verwandtenbesuch aus der Zone zurückkam, schildert uns in den nachfolgenden Zeilen die innere und äußere Not unserer Landsleute in der Zone. Ihre Bitte richtet sich an alle ostpreußischen Frauen: Schickt Euer Päckchen nach drüben!

Wenn doch alle Menschen hier im Westen diese Mahrung mehr denn je beizugewinnen würden. Jeder Brief, jedes Päckchen hilft, die Not zu lindern und — was weit wichtiger ist — unseren Mitmenschen drüben etwas mehr Lebensmut und Ausdauer zum Durchhalten zu geben. Die seelische Not seit Bestehen der Mauer in Berlin ist unbeschreiblich. Oft mußte ich hören: „Ja, von Berlin, da spricht Ihr noch, aber uns habt Ihr wohl schon vollkommen abgeschrieben...“

Wegen einer lebensgefährlichen Erkrankung meiner alten Mutter war es meinen Verwandten gelungen, eine Aufenthaltsgenehmigung für mich zu erhalten. So hatte ich Anfang Mai Gelegenheit, das Leben in der Zone einmal aus eigener Anschauung zu betrachten.

Im Interzonenzug ab Grenze war in dem ganzen Waggon außer mir nur noch eine einzige Mitreisende aus dem Westen. Wir tasteten einander zunächst mit scheuen Blicken ab. Wir fröstelten und konnten uns einer Gänsehaut nicht erwehren, vor allem, als Stacheldraht, Wachtürme und bewaffnete Grenzposten in unseren Gesichtskreis traten. Die Paßkontrolle verlief reibungslos, für unser Gepäck zeigte man keinerlei Interesse.

Das Wiedersehen mit meinen Angehörigen nach vielen Jahren bewegte uns alle sehr.

Was ich dann in den nächsten Tagen in dem „Arbeiter- und Bauernparadies“ gehört und gesehen habe, hat mich erschüttert. Gewiß, zu hungern braucht man dort nicht mehr. Es gibt Menschen, die auch allen Komfort besitzen, wie Kühlschrank, Fernsehapparat, Küchenschmaschine, Waschautomat usw., aber das sind dann Funktionsäre oder einige Spezialisten.

Wer kann es sich bei uns heute noch vorstellen, daß man schon morgens vor 8 Uhr in einer langen Schlange warten muß um etwas Milch in Form einer bläulichen Flüssigkeit zu bekommen? Wer später kommt, der geht leer aus. Es gibt auch beileibe nicht so viel, wie jeder gern haben möchte. Für Butter muß man in Kundenlisten eingetragen sein, erhält dann alle 10 Tage 250 Gramm pro Person und hat Glück, wenn sie nicht ranzig ist. Sticht man hinein, dann spritzt klares Wasser heraus.

Viele neue Selbstbedienungsläden, dort „Fixläden“ genannt, sind drüben entstanden. Doch habe ich z. B. in den Kühltruhen mit der Überschrift in Neonbeleuchtung „feinfrost“ nie etwas entdecken können. Die meisten anderen ausgestellten Waren erinnerten mich an Auslagen aus dem Zweiten Weltkrieg und danach. Gibt es etwa mal Eier, dann bekommt man von den verlangten zehn Stück höchstens fünf, sehr oft auch nur eines. Nur gut, daß es noch Brot zur Genüge gibt, denn wer keine Kartoffeln im Keller hat, sucht vergebens welche. Meine Schwester, die noch einen kleinen Garten ihrer eigenen nennt, hatte die Erdbeeren zum Teil ausgerodet, weil mein Bruder hier im Westen ihr Pakete mit besten Saatkartoffeln angekündigt hatte. Aber nicht eines davon ist in ihre Hände gekommen.

Ganz katastrophal ist die Versorgung mit Obst und Gemüse. Außer Rhabarber haben wir in 14 Tagen einmal ein winziges Köpfchen Salat und 500 Gramm Schwarzwurzeln erhalten, und das für sechs Personen! Der Vitaminmangel macht sich vor allem bei den jungen Menschen bemerkbar. Viele haben bereits alle Anzeichen der Kropfbildung.

In die Zeit meines Besuches fiel die Konfirmation meines Patenkindes. Obwohl ich so ziemlich alles, was zu einem bescheidenen Festessen ge-

hört, von hier mitgenommen hatte, wollten wir noch etwas Rindfleisch zur Suppe haben. Was meine Schwester dann erstanden hatte, legte sie zu Hause auf den Tisch mit den Worten: „Sieh Dir das an, ein Stück vom Hund habe ich bekommen“, setzte sich hin und weinte bitterlich. Man sah es diesem (auf gut ostpreußisch würde man sagen „labbrigen“) Stückchen Fleisch an, das es von einem notgeschlachteten Rind stammte. Einer meinte mit grimmigem Humor, für jede Kuh müßten vier Mann von der „Volksarmee“ abgestellt werden, um sie auf die Weide zu tragen, allein schaffe sie den Gang vor Entkräftung nicht mehr.

In jedem Haus steht ein Kübel im Keller, in dem sämtliche Küchenabfälle gesammelt werden, die dann zweimal in der Woche von Lastwagen abgeholt werden. Wehe dem, der davon etwas für seine paar Hühner stiebitzen will. Er hat mit hoher Strafe zu rechnen!

Täglich wiederholt sich die Jagd nach Lebensmitteln. Mal ergattert man hiervon ein Krümchen, mal davon ein bißchen. Die Menschen drüben kennen es schon gar nicht mehr anders. Sie sind an magere Kost gewöhnt und verschmähen sich mit ihrem Schicksal abzufinden. Das Schimpfen hat man sich schon lange abgewöhnt. Worüber unsere Landsleute drüben aber nicht hinwegkommen, das ist das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, aus der es kein Entrinnen gibt. Auch in den Augen der Männer schimmert es feucht, wenn sie darüber sprechen. Man muß den Schmerz dieser Menschen erlebt haben, wenn sie beim Abschied verzweifelt und hilflos auf dem Bahnsteig zurückbleiben müssen, während man selbst mit der einzigen Möglichkeit, die es noch gibt, dem Interzonenzug, der Freiheit entgegenfährt. Fast scheint es, als wenn die ganze Landschaft, als wenn die nackten, zum Teil von Putz und Farbe entblößten Häuser dem Zug traurig nachblicken.

Aufgerüttelt aus einer dumpfen Benommenheit wurden wir, als es wieder hieß: „Paß- und Gepäckkontrolle.“ Man war begierig zu ergründen, was wir an „Geschenken“ und sonstigen Errungenschaften auf der „DDR“ im Koffer wegschleppen wollten, in den „hungernden Westen, wo die Arbeiter sich das Essen aus den Mülltonnen der Kapitalisten suchen“, wie es in der Propagandasprache drüben heißt. Außer meinen eigenen Sachen fand man bei mir nur leeres Verpackungsmaterial. Aber zwei Paar neue Strümpfe in westlicher Hülle erregten das Interesse des „Vopos“ Mitleidig klopfte ich ihm auf die Schulter mit den Worten: „Pech gehabt, mein Junge, ist nur westliches Fabrikat, zu meiner eigenen Reserve mitgenommen.“ Er verzog keine Miene, warf die Strümpfe in den Koffer zurück und kehrte mir den Rücken, ohne mir gute Weiterreise zu wünschen, wie seine Kollegen es bei der Hinfahrt getan hatten.

Immer wieder kann ich allen Landsleuten hier im Westen nicht warm genug ans Herz legen: Schenkt Freude durch Euer Päckchen nach drüben! Ob es Lebensmittel sind oder kosmetische Artikel, ein Stück gute Seife, ebenso Kurzwaren oder Seifenpulver — alles ist heiß begehrt. Nahtlose Strümpfe sind dort eine Rarität; welches junge Mädchen freut sich nicht darüber? Bücher und Medikamente darf man leider nicht schicken. Wird davon etwas vorgefunden, dann wird das ganze Paket beschlagnahmt. (Merkblätter über den Postversand nach drüben sind bei jeder Postanstalt zu haben.)

Viele von uns leben hier, im Westen, nicht im Überfluß. Und es ist oft bitter, angesichts der vollen Schaufenster auf vieles verzichten zu



einer halben Tasse Wasser auf und dämpfen sie sanft und milde, nicht länger als fünfzehn Minuten, schwenken sie mit einem Löffel Butter und viel feingehackter Petersilie durch, schmecken mit Zucker und einer Spur Salz ab und geben sie sofort zu Tisch. Junges Gemüse muß so genau nach der Uhr behandelt werden wie weiche Eier beim Kochen. Die kostbaren Vitamine sollen nicht um einen Deut gemindert werden.

Kohlraabi, besonders die zarten blauen Sorten, setzen wir mit wenig verdünnter Milch an. Sie sind jetzt noch ein lieblich mildes Gemüse, das zum Schluß nur seine feingehackten Herzblättchen und Petersilie als Würze braucht. Wer es durchaus will, kann mit einem in Milch verrührten halben Teelöffel Mehl binden, was man sonst, besonders bei jungem Gemüse, vermeidet. Zum Schluß ein Stuch Butter dazugeben.

Kennen Sie Korbelsuppe? Das herzhafte Würzkraut hat in diesen Wochen sein feinstes Aroma. Sobald es ins Blühen kommt, ist es aus damit, wie bei allen Würzkräutern. Sie nehmen eine gute Brühe aus Knochen oder Fleischextrakt, binden sie mit Mehl, lassen den feingehackten Korbel eine halbe Minute durchziehen, rühren ein Eigelb und einen Löffel Butter an und servieren mit gebräunten Semmelbröckchen. Also so einfach wie möglich und doch — wie köstlich!

Zum Salat brauchen wir auch vielerlei Kräuter, täglich verschieden und immer ein Labsal. Von den Salatblättern nehmen wir natürlich die dicken Strünke mit. Die dunklen grünen Blattspitzen enthalten die meisten Vitamine, also nur die allerhärtesten Teile wegtun! Gut und schnell den Salat in viel Wasser waschen und im Salatschwenker abtropfen lassen. Wenn es schnell gehen soll, legen wir die Blätter auf ein sauberes Tuch, fassen die vier Zipfel und schleudern diesen Pungel im Kreise. Aber bitte im Freien, diese Gymnastik der Wassertropfen ist in der Küche nicht ganz ratsam! Jetzt ordnen wir den Salat in einer großen Schüssel schön locker und beträufeln ihn mit bestem Pflanzenöl. Je trockner die Blätter, desto feiner netzt der Ölfilm. Lernen wir dabei von den Franzosen, diesen Meistern des Salatanrichtens, die diese feierliche Handlung am liebsten erst bei Tisch vornehmen. Die Marinade aus Essig, Salz, Kräutern und Zucker, die man vorher anrührt, kommt jetzt erst darüber. Wir können es aber auch auf gut ostpreußisch machen. Saurer Schmant, unser geliebter, der nichts verdirbt, ist leider teuer. Aber Schmant ist auch häufig für unsern Corpus, dem wir nicht so viel Fett anbieten sollten, nicht ganz erwünscht. Nehmen wir dafür ein halbes Glas Joghurt, verquirlen es mit ebensoviel Milch, dem Saft einer Zitrone, Zucker nach Geschmack und viel Kräutern (Petersilie, viel Dill, ein wenig Korbel, ein Zipfel



Karls ungewöhnliche Freite

Es war in einem Sommer, einem echten, ostpreußischen Sommer. Ein strahlend blauer Himmel spannte sich über die masurische Stadt Arys. Durch die Straßen von Arys schritt frisch und heiter Friedchen. Sie hatte dort ihre Tante besucht und war nun wieder auf dem Weg zum Bahnhof. Da begegnete ihr der Karl. War nun dieser sonnendurchflutete, lachende Sommertag daran schuld oder Friedchens klare, blaue Augen — wer weiß es? Jedenfalls verliebte sich der Karl Hals über Kopf in Friedchen. Er heftete sich an ihre Fersen und sprach sie an:

„Guten Tag, Fräulein, ich bin der Karl B. Darf ich Sie ein bißchen begleiten?“

„Nei!“

„Ei denn sagen Sie mir mal“, sprach Karl unbeherrht weiter, „was Sie nu von mir denken.“

„Nuscht.“

„Das ist aber schön. Ich hab schon Angst gehabt, Sie denken, ich bin ein Schürzenjäger.“

Friedchen schielte nur mal ganz kurz auf den schmucken, jungen Soldaten an ihrer Seite und dachte sich ihr Teil.

„Wissen Sie“, plauderte Karl munter weiter, „ich bin nämlich treu wie Gold.“

„Ach nei.“

Karl schmunzelte. Das Marjellchen gefiel ihm immer mehr. Was machte es schon aus, daß sie jetzt überhaupt keine Antwort mehr gab — er hatte Ausdauer.

Friedchen schritt zum Bahnhof, Karl hinterdrein.

„Einmal nach Milken“, verlangte Friedchen.

„Einmal nach Milken“, hörte sie gleich darauf den ruhigen, tiefen Baß von Karl.

Hm, Friedchen zuckte gleichmütig die Achseln. Sie kümmerte sich auch nicht weiter um ihn, als er sich zu ihr ins Abteil setzte. Das Bähnchen rumpelte und stöhnte und schaukelte die beiden ihrem Ziele entgegen, und Karl konnte mit Ruhe

„Lassen Sie sich bloß nich einfallen“, zischte sie ihm zu, „nochmal nach ‚Eierchen‘ zu kommen.“

„Aber i wo nei doch, Fräulein Friedchen, wo werd ich“, lachte Karl, zum nächsten Sonntag bin ich ja eingeladen.“

Sprachs und verschwand.

Drinne aber sagte der Vater zu ihr:

„Wenn der Karl B. wiederkommt, dann verkrümelst Du Dich nicht wieder, sondern huckst Dich in die Stube, solange er da ist.“

„Ich will aber nicht“, rief Friedchen aufgebracht, „ich kann den Kerl nicht verknusen!“

„Du kommst in die Stube und bleibst da hucken bis er geht“, bestimmte der Vater, und dabei blieb es.

*

So saß denn Friedchen am nächsten Sonntag zwischen Vater und Mutter auf dem Sofa und glupschte, daß einem angst und bange werden konnte.

Aber nicht lange, denn der Karl besaß einen unwiderstehlichen Humor. Er kam nun regelmäßig jeden Sonntag, und Friedchen fand ihn mit der Zeit immer netter.

Schließlich hat sie den ‚Luntrus‘ doch noch geheiratet. Und sie wurde sehr glücklich mit ihm.

Ingrid Piasta



Zeichnung: Bärbel Müller

Die Fahrt nach Groß-Winkeldorf

Während ich die Heimat meines Vaters zwischen Insterburg und Labiau von meiner frühesten Kindheit an kannte und mit ihr verwachsen war, wußte ich von der Heimat meiner Mutter im Kreise Rastenburg nur von ihren Erzählungen. Je älter Mutter wurde und je mehr Zeit sie vor allem zum Nachdenken hatte, um so öfter gingen ihre Gedanken nach Groß-Winkeldorf, ihrem Heimatdorf, das sie im 15. Lebensjahre verlassen und seit mehr als 40 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ihr Vater war damals aus dem kleinen Dorf nach Königsberg versetzt worden.

Oft saßen Mutter und ich (ich war als Nesthäkchen noch allein zu Hause) in der Schummerstunde am Ofen, und Mutter erzählte. Erzählte von ihrem Heimweh, das sie gepackt hatte, als sie in die große, fremde Stadt kam, wo sie keinen Menschen kannte. Nach der Heirat und vor allem nach der Geburt ihrer vier Kinder war es dann besser geworden, und sie hatte sich langsam in Königsberg wohl gefühlt. Doch jetzt erzählte sie mir alle Einzelheiten. Von dem hohen Berg, den sie im Winter mit dem Schlitten heruntergesaust wären, von der Guber, von dem Wald, von dem Försterhaus mit seinem angeketeten Uhu, vor dem sie sich immer gefürchtet hatte, wenn sie abends zum Milchholen noch vorbei mußte. Und dann vor allem von ihrer geliebten Schule.

Vater zeigte wenig Verständnis für diese Erinnerungen. So faßte ich einen Entschluß: „Mutter, wenn ich mein erstes Geld verdiene und Vater über das unnötige Geldausgeben nicht brummen kann, dann fahren wir beide zusammen nach Groß-Winkeldorf.“

Und dann war es wirklich soweit. Es war der 31. Mai und ein herrlicher Frühlingstag. Wir fuhren schon sehr früh nach Rastenburg und wanderten dann durch den schönen Morgen nach Paaris. Unterwegs machten wir zum Frühstück halt. Ich kletterte auf eine Milchkanne-Bank und Mutter amüsierte sich köstlich, als sich der Hahn des Hofes lauthals darüber empörte, indem er sich immer wieder vor mich hinstellte und krähte. Aber mir schmeckte unser Brot trotzdem herrlich und ich fühlte, Mutter war richtig glücklich. Bald waren wir in Paaris. Der Kindergottesdienst war gerade aus. Wir wurden von den Kindern als „Fremde“ offen bestaunt, und auch sie gaben ihrer Verwunderung laut Ausdruck. Hier wunderte sich Mutter zum erstenmal. Wie komisch sprachen sie nur — sie kannte gar nicht mehr das Platt. Dann gingen wir in die Kirche, in der Mutter konfirmiert worden war. „Wie klein sie nur ist, wie klein sie nur ist“, sagte Mutter ein um das andere Mal. Ja, gegen unsere Haberberger Kirche war sie gradezu winzig.



Alle meine Entchen... Ein ungewöhnlicher Schnappschuß von der Samlandküste.

Aufnahme: Mauritius

lohnt. Aber ganz im Innern finde ich Vaters engere Heimat doch schöner...

Jetzt habe ich oft darüber nachgedacht. Groß-Winkeldorf war bestimmt ebenso schön wie die anderen Orte in der Heimat auch. Aber mit dieser Gegend war ich nicht so verwachsen und durch Erinnerungen verbunden, und das ist wohl das Geheimnis jeder wirklichen Heimat. Wie Mutter es damals feststellte, daß in der Erinnerung alles noch schöner und größer wird — so ergeht es uns wohl heute auch. Aber Mutter war trotzdem nicht enttäuscht und konnte seit jenem Besuch ohne diese quälende Sehnsucht an ihr Heimatdorf denken. Wenn sie mich zusammen mit Vater noch in diesem Sommer (mit nahezu 80 Jahren) besuchen wird, dann werden wir uns wieder viel zu erzählen haben von unserer Fahrt in Mutters Heimatdorf.

Elsa Lukoschat

Johanninacht

Die Johanninacht zog langsam herauf, doch lange noch lag auf dem hellen Abendhimmel der Abglanz eines echten ostpreußischen Sommerabends. Auf einer Anhöhe, die steil zum See abfiel, loderte schon das Feuer. Ein großer Teil der Dorfbewohner hatte sich eingefunden, die Alten, um manchen schönen Erinnerungen nachzuzusinnen, die Jungen bis herab zu den Allergüngsten aus Freude an dem erregenden Schauspiel.

Zu der Dorfjugend hatten sich auch Wandervögel gesellt, Jungen und Mädchen, die aus der nahen Jugendherberge gekommen waren. Wie selbstverständlich hatten sie sich unter die Jugend des Dorfes gemischt und lachten und sangen mit den jungen Leuten. „Ja, ja, Jugend will zu Jugend“, meinte die Lehrerin und nickte verständnisvoll.

Über den dunklen Kiefern erglänzten die ersten, blassen Sterne. Das Holz knisterte und prasselte. Es roch nach Kien und Teer, indes grelle Flammen an dem Holzstoß emporleuchten. Jenseits des Sees feierten die Dörfer auch Johannin. Ein Feuer nach dem anderen lohte auf, jedesmal von weithin hallenden Freudenrufen der Jugend begleitet.

Allmählich war dann das Feuer soweit heruntergebrannt, daß die Jungen es wagen konnten, in großen Sätzen über die verlohende Glut zu springen, begleitet von Gelächter und Zurufen der anderen. Die Mädchen zogen einen großen Kreis um den verlöschenden Scheiterhaufen. Während sie feierlich um die letzten Flammen schritten, ließen sie aus frischen Kehlen eines unserer schönen Volkslieder nach dem andern in die herabdunkelnde Nacht klingen.

Die laute Freude hatte sich ausgetobt, doch ein Abglanz davon war noch in allen Gesichtern zu lesen. Man stand noch eine Weile in Gruppen und nachbarlicher Gemeinschaft beisammen, doch dann entschloß man sich zum Aufbruch. Früh genug nach dieser kurzen Nacht trat ja wieder die harte Tagesarbeit an jeden heran. Und wie immer nach solchen abendlichen Feiern ertönte zum Ausklang nach das schöne:

„Ade nun zur guten Nacht,
Jetzt wird der Schluß gemacht,
Daß ich muß scheiden.
Im Sommer grünt der Klee,
Im Winter schneit's den Schnee.
Da kehrt ich wieder.“

So feierten wir damals den Höhepunkt unseres unvergeßlichen ostpreußischen Sommers.

R. Pawel

Mine Heimat

Mine Heimat ös, wo de Leewrink singt,
De Kiwitt sick äwern Humpel schwingt.
Wo äwern Brook de Himmelszäg meckert
un örne Parow de Heister keckert.
Wo de Kraanke öm hoge Schilfgras steiht
on oppe Wäse de Oadeboar geiht.
Ditt alles kunn öck erscht recht verstoahne,
wie öck mußd ute Heimat goahne.

Klara Karasch

Agnes Miegel:

Johanni

Durch das Fenster streicht der kühle Nachtwind
Und der Duft des blühenden Holunders.
Lange lieg ich wach in meinen Kissen,
Hör die Grillen draußen auf der Wiese,
Hör der Mädchen halbverstohlenen Flüstern,
Lieblich wie verschlafenes Vogelzwitschern.
Und ich denke jener Sommernächte,
Ferner heller Nächte hoch im Norden
Als ich wach gelegen mit den Schwestern,
Als wir jung und gläubig lange Stunden
Flüsternd sprachen wenn der Nachtwind wehte,
Immer horchend ob am Gartentore
Nicht das Glück schon leis den Riegel rührte.

Aus dem Band „Gesammelte Gedichte“, Band 1 der Gesammelten Werke von Agnes Miegel, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf.

und Hingebung Friedchens hübsches Profil betrachten. Er war noch nie in Milken gewesen und hatte dort auch gar nichts zu tun, der einzige Grund seiner plötzlichen Reise war Friedchen.

*

In Milken angekommen, verließ Friedchen wütend das Abteil. Wütend, weil dieser ‚Pomuchelskopp‘ sie andauernd angestarrt hatte. Karl aber ging schnurstracks zum Bahnhofsvorsteher.

„Sagen Sie mal, wer ist das Fräuleinchen dort?“

„Warum wollen Sie das wissen?“

„Nu, weil ich sie heiraten will.“

„So, Sie wollen Friedchen heiraten — na sie sieht aber nicht aus, als ob sie möchte.“

„Nein, sie möcht nich, aber sie wird schon.“

„Na, wenn das so ist — Friedchen J. heißt sie und wohnt, wenn Sie diese Straße lang gehen, gleich im ersten Haus. — Viel Glück!“

Ein fröhliches Liedchen pfeifend, begab sich Karl zu Friedchens Elternhaus.

Friedchen hatte sich gerade umgezogen und öffnete, als es klopfte, ahnungslos die Türe. Hinter ihr tauchte der Kopf ihres Vaters auf. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie den ‚Pomuchelskopp‘ vor sich sah. Das war doch der Höhepunkt aller Frechheit! Friedchen holte tief Luft und machte alle Anstalten, ihm die Tür vor der Nase zuzuknallen. Doch Karl erkannte ihre Absicht — und reagierte sofort.

„Können Sie mir“, wandte er sich über das Mädchen hinweg an Friedchens Vater, „nicht ein paar Eierchen verkaufen, so vielleicht zehn Stück?“

„Aber ja doch, kommen Sie man rein, Friedchen, geh und hol die Eier.“

So saß denn Karl gleich darauf Friedchens Vater gegenüber und erzählte ihm in schöner Aufrichtigkeit, daß er eigentlich nur wegen Friedchen gekommen sei, daß sie aber so gar nichts von ihm wissen wolle. Ob er wiederkommen dürfe, vielleicht nächsten Sonntag?

„Na“, fragte Friedchens Vater, „haben Sie denn auch ernste Absichten?“ „Ja, ich möchte sie heiraten, wenn sie will.“

Damit war Friedchens Vater zufrieden, als er von Karl noch einige Einzelheiten über Herkunft, Beruf und Zukunftsaussichten erfahren hatte. Der junge Mann gefiel ihm, na, und seiner Tochter würde er auch noch gefallen.

Friedchen unterdessen hatte vor lauter Ärger über diesen Luntrus, dem Krät, dem dämmigen, zwei Eier zerdrückt. Mißmutig vor sich hingnaddernd kam sie mit den Eiern wieder. Aber es verschlug ihr die Sprache, als sie sah, daß ihr Vater mit diesem ‚Luntrus‘ einträchtig beisammensaß und mit ihm plachanderte, als ob sie sich schon seit Jahren kannten. Noch oft ertönte das gemütliche Lachen der beiden Männer zu Friedchens Ärger, die sich still verdrückt hatte.

Erst als Karl sich verabschiedete, tauchte sie wieder auf.

Christel Balk Die Geschichte eines alten Hofes und eines jungen Mädchens

VON HEDY GROSS

Die letzte Fortsetzung schloß:

Trudchen lächelt sie mitteilidig an:
„Ach, Du harmlose Narrin, Du kennst die Polen nicht... Weinen wird er, auf den Knien wird er liegen, bis Du ihm wegkommst. Paß mal gut auf: Du gehst jetzt zur evangelischen Pfarrersfrau. Der erzähltst Du alles haarklein. Und wenn die Dir helfen will, dann machen sie es auch so, daß es nicht herauskommt, da brauchst Du gar keine Angst zu haben. Denn wenn es herauskommt, ist es für sie alle noch viel schlimmer als für Dich, das ist doch klar.“
„Und ich soll so wegwandern wie ein Dieb in der Nacht? Das mit den Briefen ist furchtbar. Es kommt mir vor wie ein Verbrechen, vielleicht übertreibe ich. Aber sonst hat er uns nur Gutes getan. Er erfüllte uns jeden Wunsch, ohne ihn wäre das Leben hier unmöglich gewesen.“
„Das schadet nichts, da hat er ein wenig von der Schuld abgetragen, die sie sich unserer wegen aufgeladen haben. Er hat dich ins Gefängnis gesetzt und Dir dann Gutes getan. Er hätte nur den kleinen Finger zu rühren brauchen, dann wärest Du hier heraus — das wäre Liebe gewesen.“
„Ja, siehst Du, das wollte ich ihm ja noch einmal sagen.“
„Du bist und bleibst ein Narr. Was meinst Du, wie stark die Mauern Deines Gefängnisses daraufhin werden? Er stellt Dir vielleicht einen Leibwächter, die Macht hat er.“
„O, Trudchen, die ganze Welt ist verändert. Sie haben an mich geschrieben? Und Hans lebt!“
„Christelchen, ich muß gehen. Aber höre noch: Wenn solch günstiger Tag ist, dann schickt Euch die Frau Pfarrer ihr deutschen Dienstmädchen heraus, die bringt Euch den Bescheid. Ihr müßt natürlich alles bereithalten und dann sofort los. Natürlich kein Gepäck, am besten nur so einen Korb oder eine Tasche mit Lebensmitteln, wie sie hier alle haben, so als wenn Ihr zum Besuch fahrt. Die Bahnmeisterin gibt Euch dann Fahrkarten, sie beknoten Euch so mit polnischen Tüchern, daß kein Mensch Euch als Deutsche erkennt, überhaupt wo Ihr nun Polnisch könnt. Dann bekommt Ihr noch paar polnische Illustrierte in die Hand gedrückt, und die Bahnmeisterin schiebt Euch in ein überfülltes Abteil, wo lauter Freunde von ihr sitzen.“
„Ja, wenn ich nur etwas mehr Mut hätte! Aber Du weißt ja nicht, was wir durchgestanden haben, ehe er sich um uns gekümmert hat, wir waren vollkommen vogelfrei. Ich kann doch Wunia so etwas nicht zumuten, wo sie doch sicher sowieso herauskommt...“
Trudchen steht jetzt auf und reicht Christel die Hand:
„Ich seh schon, es war höchste Zeit, daß wir uns trafen... Du bist hier schon beinahe so verwurzelt wie ich. Aber jetzt will ich Dir die Wahrheit sagen: Ich möchte am liebsten alle meine Kinder auf meinen Rücken laden und davongehen, lieber heute als morgen. Aber für mich ist es zu spät. Sieh zu, daß Du nie in meine Lage kommst.“
Du darfst ihn nicht wiedersehen, er wird sich vor Dir zerfleischen, Du wirst ihm aus Mitleid verzeihen. Ich kenne sie alle...“
Geh zur Frau Pfarrer, gleich, bitte sie um Rat. Du wirst hören, was sie Dir sagen wird.“
„Hab Dank, Trudchen.“
„Es würde mich erleichtern, wenn ich Dir geholfen hätte. Ich selbst hab nicht durchhalten können, deshalb versuche ich, wenigstens ändern dabei zu helfen...“

19. Fortsetzung

„So, Christel, nun paß mal auf, jetzt versuch alles zu vergessen. Von jetzt ab denke nur noch daran, wie Du hier wegkommst. Paß mal gut auf: Du gehst jetzt zur evangelischen Pfarrersfrau. Der erzähltst Du alles haarklein. Und wenn die Dir helfen will, dann machen sie es auch so, daß es nicht herauskommt, da brauchst Du gar keine Angst zu haben. Denn wenn es herauskommt, ist es für sie alle noch viel schlimmer als für Dich, das ist doch klar.“
„Und ich soll so wegwandern wie ein Dieb in der Nacht? Das mit den Briefen ist furchtbar. Es kommt mir vor wie ein Verbrechen, vielleicht übertreibe ich. Aber sonst hat er uns nur Gutes getan. Er erfüllte uns jeden Wunsch, ohne ihn wäre das Leben hier unmöglich gewesen.“
„Das schadet nichts, da hat er ein wenig von der Schuld abgetragen, die sie sich unserer wegen aufgeladen haben. Er hat dich ins Gefängnis gesetzt und Dir dann Gutes getan. Er hätte nur den kleinen Finger zu rühren brauchen, dann wärest Du hier heraus — das wäre Liebe gewesen.“
„Ja, siehst Du, das wollte ich ihm ja noch einmal sagen.“
„Du bist und bleibst ein Narr. Was meinst Du, wie stark die Mauern Deines Gefängnisses daraufhin werden? Er stellt Dir vielleicht einen Leibwächter, die Macht hat er.“
„O, Trudchen, die ganze Welt ist verändert. Sie haben an mich geschrieben? Und Hans lebt!“
„Christelchen, ich muß gehen. Aber höre noch: Wenn solch günstiger Tag ist, dann schickt Euch die Frau Pfarrer ihr deutschen Dienstmädchen heraus, die bringt Euch den Bescheid. Ihr müßt natürlich alles bereithalten und dann sofort los. Natürlich kein Gepäck, am besten nur so einen Korb oder eine Tasche mit Lebensmitteln, wie sie hier alle haben, so als wenn Ihr zum Besuch fahrt. Die Bahnmeisterin gibt Euch dann Fahrkarten, sie beknoten Euch so mit polnischen Tüchern, daß kein Mensch Euch als Deutsche erkennt, überhaupt wo Ihr nun Polnisch könnt. Dann bekommt Ihr noch paar polnische Illustrierte in die Hand gedrückt, und die Bahnmeisterin schiebt Euch in ein überfülltes Abteil, wo lauter Freunde von ihr sitzen.“
„Ja, wenn ich nur etwas mehr Mut hätte! Aber Du weißt ja nicht, was wir durchgestanden haben, ehe er sich um uns gekümmert hat, wir waren vollkommen vogelfrei. Ich kann doch Wunia so etwas nicht zumuten, wo sie doch sicher sowieso herauskommt...“
Trudchen steht jetzt auf und reicht Christel die Hand:
„Ich seh schon, es war höchste Zeit, daß wir uns trafen... Du bist hier schon beinahe so verwurzelt wie ich. Aber jetzt will ich Dir die Wahrheit sagen: Ich möchte am liebsten alle meine Kinder auf meinen Rücken laden und davongehen, lieber heute als morgen. Aber für mich ist es zu spät. Sieh zu, daß Du nie in meine Lage kommst.“
Du darfst ihn nicht wiedersehen, er wird sich vor Dir zerfleischen, Du wirst ihm aus Mitleid verzeihen. Ich kenne sie alle...“
Geh zur Frau Pfarrer, gleich, bitte sie um Rat. Du wirst hören, was sie Dir sagen wird.“
„Hab Dank, Trudchen.“
„Es würde mich erleichtern, wenn ich Dir geholfen hätte. Ich selbst hab nicht durchhalten können, deshalb versuche ich, wenigstens ändern dabei zu helfen...“

können, deshalb versuche ich, wenigstens ändern dabei zu helfen...“

Und so ging Christel an diesem Morgen nicht aufs Landratsamt, wie sie es sich vorgenommen hatte, sondern stand wenig später vor der Tür der ehemaligen Superintendentur.

Beinahe wäre sie wieder umgekehrt, ohne die Pfarrfrau gesprochen zu haben, denn das deutsche Dienstmädchen, das sie nicht kannte und sie ihres noblen Aussehens wegen für eine bessere Polin hielt, fuhr sie empört an:

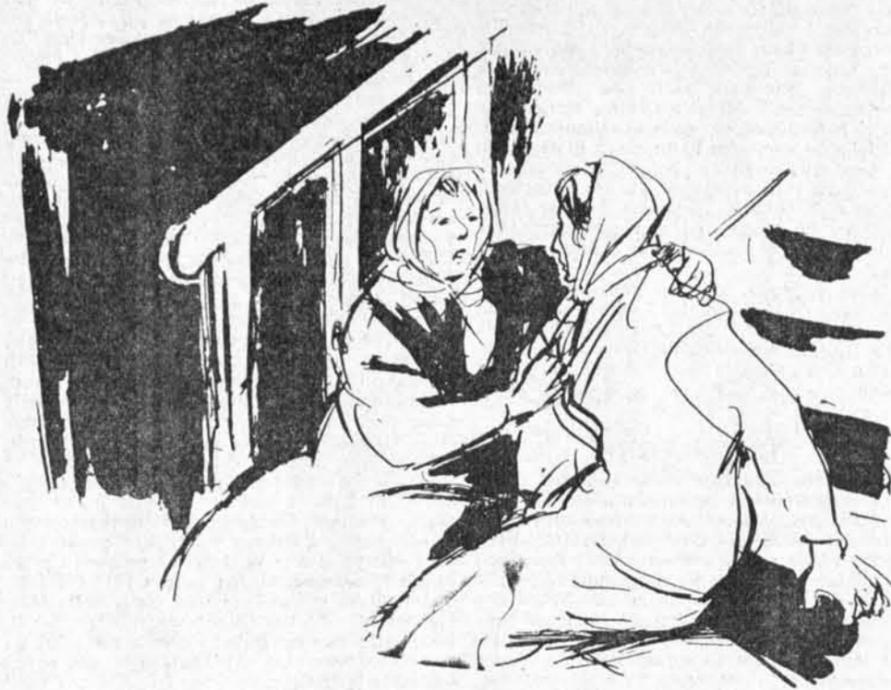
„Nein, heute verteilen wir keine Pakete.“
Sie hob den Kopf und fuhr fort:

„Ja, es sind viele Pakete angekommen, aus Amerika und aus Schweden, aber wir verteilen nicht. So nötig habt Ihr es auch nicht, wie man sieht. Die Frau Pfarrer ist furchtbar böse. Was habt Ihr mit dem alten deutschen Korpus gemacht? Als sie das heute morgen hörte, hat sie geweint und hat sich eingeschlossen und ist für

für Polen, sie hat sich furchtbar geärgert. Sie ist so leicht aufgeregt, aber manchmal beruhigt sie sich auch ebenso schnell. Ich werde fragen gehen, bitte, kommen Sie herein...“

Nein, man würde sie auf keinen Fall für Deutsche halten, wenn man so an ihnen vorbeigeht. Zwei Kleiderfrauen, angetan mit plumpen, unmodernen Kleidern, großen Tüchern, die halb das Gesicht verdecken. Ja, Landfrauen tragen noch solche angekrausten schweren Röcke, sie tragen auch noch gestickte Taschen wie diese beiden.

Aber weder Wunia noch Christel — denn um die beiden handelt es sich natürlich — haben auch nur einen Augenblick das Gefühl, diese Aufmachung könne komisch wirken. In ihnen ist nichts als Angst und Unsicherheit — Angst davor, entdeckt zu werden und Unsicherheit, weil sie in den letzten Jahren verlernt haben, sich unter andern Menschen zu bewegen als denen aus ihrem Dorf. Diese Verkleidung fas-



Zeichnung: Erich Behrendt

keinen zu sprechen. Ja, so ist unsere Frau Pfarrer, für sie sind alle Menschen gleich.“

Christel blickt sie verwundert an und denkt die ganze Zeit: Was will diese komische Person nur von mir, ich hab doch noch gar nichts gesagt... Das ist ja ein Ton, den die da anschlägt, die scheint ja nicht bange zu sein, dabei denkt sie doch, ich sei Polin! Na, ja, wenn Amerikapakete zu verteilen sind, kann man schon was riskieren, wenn sie nur nachher ein paar bunte Fähnchen bekommen. Das kennt Christel aus der eignen Praxis in der Rosdzelenia.

Ja, dann muß sie wohl wieder gehen! Was nun? Laut sagt sie dann noch in den Wortschwall des Mädchens hinein:

„Ich will keine Pakete. Ich bin Deutsche, aber Pakete will ich nicht. Ich will vielleicht nur einen Rat...“

Sie wendet sich schon zur Treppe hin. Da wird das aufgebrachte Mädchen still, beguckt sie von oben bis unten und sagt dann leise:

„Ach, Deutsche sind Sie? Ach, das ist schade. Aber warten Sie mal, ich will noch mal nachfragen. Heute früh hat sie zwar gesagt, sie ist für keinen zu sprechen, nicht für Deutsche, nicht

sen sie instinktiv als einzigen Schutz auf, hinter dem sie Deckung suchen können.“

Zum Glück ahnt keiner der Vorübergehenden etwas von ihrer Angst, wie sie da Stunden und Stunden an den Kaimauern herumgehen und herumstehen und nach einem Boot ausschauen. Es laufen so viele Menschen an ihnen vorbei, aber keiner achtet ihrer. Es sind ja immer andere Menschen, und so kann keiner wissen, wie lange sie hier schon herumirren. Die Hafenzöllner? Ach, die evangelische Pfarrfrau und die Bahnmeisterin verstehen sich gar zu gut auf Land und Leute: Die Schifferfrauen, die ihre Schleppkähne verlassen — sind es polnische? sowjetische? sehen Wunia und Christel in ihrer Aufmachung oft zum Verwechseln ähnlich.

Ja, ja, was nützt ihnen das alles! Am Dienstagnachmittag sollte die „Warszawa“ neben Kran drei anlegen — doch alles Suchen der beiden ist vergeblich, sie finden den Kahn nicht. Sie kennen jetzt die Namen aller Schiffe, die im Hafen liegen. Die „Warszawa“ ist nicht dabei, sie haben alles abgesehen.

„Heute ist doch Dienstag? Ja, ja, es ist Dienstag! Sollte er denn wirklich am Dienstag kommen?“

Christel holt wohl zum zehntenmal den kleinen Zettel vor, da steht es:
„Fischer Pietrowski aus Langfuhr, Schiff: Warszawa, am dritten Kran.“
Er ist nicht gekommen.

Die Dämmerung ist inzwischen hereingebrochen, die Menschen haben sich verlaufen, die Straße an den Kaimauern ist einsam geworden. Christel fürchtet, es könnte der Miliz auffallen, daß die beiden Frauen hier etwas suchen und nicht finden. Die Soldaten dürfen sie um keinen Preis ansprechen.

„Wunia, komm, laß uns da in den Schuppen gehen. Die Arbeiter sind weg, er scheint leer zu sein. Aus dem Eingang können wir die ganze Gegend um den dritten Kran herum beobachten.“ Wunia läßt sich willenslos hineinziehen.

Kaum aber haben sie sich im Schuppen untergestellt, da fängt Wunia ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit an, herzerbrechend zu jammern:

„Christel, Christelchen, was haben wir nur getan! Wo sollen wir jetzt die Nacht zubringen? Sie werden uns finden. Sie werden uns ins Gefängnis werfen. Sie werden die Hunde auf uns hetzen. Sie werden uns einsperren. Warum hab ich nur nachgegeben, warum sind wir von zu Hause weggegangen, wo wir unser Bett hatten und alles, was wir brauchten. Jetzt wird erst die Not für uns anfangen...“

Christel versucht zu scherzen, obwohl ihr eigentlich mehr nach Mitjammern zumute ist:

„Wunia, nun wirst Du auch schon alt. Was warst Du früher für eine tapfere Frau! Wenn ich so denk, die mutigste warst Du immer von uns. Hab doch keine Angst! Wenn so viele vor uns auf diese Art herausgekommen sind, dann werden wir es doch auch noch schaffen.“

„Ja, aber die hatten es doch leichter. Um die hat sich keiner gekümmert. Sie konnten viele Tage hier stehen und warten, wenn sie keinem auffielen. Aber bei uns ist vielleicht heute schon der Starosta gewesen und läßt uns gehen.“

„Aber Altenen, warum sagst Du das immer wieder. Du weißt doch, daß er nach Warschau gefahren ist und vor Donnerstag nicht zurückkommt.“

„Wenn das Unglück es will, kommt er früher zurück. Ist alles schön dagewesen. Ich bitte Gott ohne Unterlaß, daß es nicht so sein möge. Aber kann man wissen, was uns bestimmt ist?“

„Wunia, Du weißt doch, daß Anuschka uns nicht verraten wird! Dafür darf sie ja auch unsere Habseligkeiten mit Trudchen Toleta teilen. Sie darf alle den Flitterkram behalten, den mir der Starosta im Laufe der Zeit geschenkt hat. Sie wird ihm sagen, wir wären in der Stadt bei Trudchen, Du müßtest zum Arzt. Und das weiß er doch, wie voll es bei der Frau Doktor ist, und daß man nicht drankommt, wenn man sich nicht ungefähr noch in der Nacht vorher anstellt. Das ist ganz glaubwürdig. Aber Wunia, das mußst Du doch endlich begreifen, daß wir alles wunderbar überlebt haben, daß gar nichts passieren kann. Nun habe ich Dir das alles mindestens zehnmal vorgebetet.“

„Und wenn er dann in der Stadt bei der Toleta anfragt?“

„Ja, dann sagt die, wir wären noch bei der Frau Doktor. Ja, Wunia, ich weiß schon, jetzt kommt: „Und wenn er zur Frau Doktor geht?“ Wunia, glaub mir, sie halten alle zu uns, sie werden ihn so lange hin- und herschicken, bis wir über die Grenze sind. Aber dazu kommt es ja gar nicht. Er ist doch in Warschau. Hab doch noch ein bißchen Geduld! Ich weiß, es ist schwer für Dich, aber glaub mir, wenn wir erst auf dem Schiff sind, haben wir gewonnen.“

„Aber wir werden nie auf das Schiff kommen. Ich weiß schon, wir haben beide kein Glück.“

In diesem Augenblick sehen sie einen großen Kahn sich dem dritten Kran nähern. Kabinen sind darauf, und er scheint voll beladen zu sein. Aber es ist schon so dunkel. Christel kann den Namen nicht lesen, der darauf steht. Da gleitet der Kahn plötzlich unter eine Hafentürme und deutlich kann sie den Namen lesen:

„Mein Gott, Wunia, die Warszawa, ich hab es deutlich gelesen.“

Fortsetzung folgt

Schallplatte: „Lieder aus sorgloser Zeit“
Mariechen saß weinend im Garten — Die Räuberbraut — Treue Liebe hast du mir geschworen — Das Band zerrissen — Die Rasenbank am Elterngang und viele andere Lieder hören Sie auf dieser Langspielplatte, 25 cm Ø, 33 UpM, Preis 15 DM. Portofrei zu beziehen durch die
Rautenbergsche Buchhandlung, 295 Leer, Postfach 121

Reisen nach Polen, Ungarn, Rumänien
Wir besorgen Einreisevisa für Verwandtenbesuch und Touristen nach Schlesien, Oberschlesien, Pommern, Masuren usw. für Einzelfahrer und Gesellschaftsreisen, auch für Kurorte, Seebäder und Camping. Bitte fordern Sie Sonderprospekt! Reisedienst Leo Linzer, Amberg/Opf., Tel. 28 88 - Telex 06 3224 Vertragsbüro von „Orbis“ Warschau, „Ibusz“ Budapest und „Carpati“ Bukarest.

Pekingenten, Puten und Masthähnchen
Pekingente 8—10 Tg. 1,20, 3 Wo. 1,50, 4 Wo. 1,70, 5 Wo. 1,90 DM. Originale Schneeputen 1 Tg. 4,—, 3 Tg. 5,—, 4 Wo. 6,—, 6 Wo. 7,— DM. Masthähnchen 1 Tg. 15 Pf. über Küken u. Jungh. Kostenlos Preisliste anfordern. Leb. Ank. gar. Brütereier Jos. Wittenberg (110), Liemke über Bielefeld II, Telefon Schloß Holte 630.

Ein Kaffee für alle Tage
Landsleute trinkt PETERSER KAFFEE!
500 g 4,96 DM. Ab 25 DM portofreie Nachnahme, abzüglich 2% Skonto. Bei kleineren Mengen Portoanteil.
Ernst A. Peterser, Abt. Ostpr., Bremen 5, Manteuffelstraße 54

Tilsiter Markenkäse
von der Kuh zum Verbraucher. Ostpreussischer Typ. Brotzen zu etwa 2,5 bis 4,7 Kilo. unrefrei per Post, einschließlich Verpackung **vollfett je Kilo 3,80 DM**
Spesenfreie Nachnahme
(24h) Molkerlei Travenhorst Post Gniassau üb. Bad Segeberg

Suchanzeigen

In Rentensache suche ich Schwelbermeister Kaönig, Willy Stuttgart, Willy Bändig, Bernhard Klimmeck aus Königsberg Pr. Martha Gomm, Eltern wohnen in Langendorf b. Schlippenbell, Emil Priil, Wönicken bei Locken, Ostpreußen. Unik. werd. erst. Nachr. erb. Alfons Eimanowski, 7701 Worbilgen (Hegau), Singener Straße 19.
Suche Frieda Kless (Geburtsname) aus Umgebung Korschchen, Ostpr., gearbeitet v. 1940 b. 1945 b. Bäcker Goldbeck, Schlippenbell, Ostpr. Dring. Nachr. erb. Fr. Ida Goldbeck, 41 Duisburg-Wanheimerort, Kaufstr. 44.
Gesucht werden Hugo und Elfriede Klein, Danzig-Langfuhr, Eschenweg 2. Bis etwa 1945 Prokurist u. Teilhaber einer Holzfirma in Danzig. Nachr. erb. Dr. Hans H. Metzger, 2226 Branden Street, Los Angeles 26, California.

Bestätigungen

Wer kann bestätigen, daß Frida Blasch, geb. Fährke, geb. 21. 2. 1906, aus Königsberg Pr., Unterhaberberg 57, früher Ratshof, von 1923 bis 1945 wie folgt beschäftigt gewesen ist? Ziegelei Schwarz, Amalienau; Bindfadefabr. Hoffmann, Ecke Borchertstr., Knochenstr.; Schneidermester Franz Pleisch, Paradeplatz 4. Brauche die Angaben dringend f. meine Invalid.-Versicherung. Nachr. erb. Frida Blasch, 768 Schorfheim, Käppelemattweg 31.

Verschiedenes

Alleinsteh. pens. Beamtenhepaar sucht 2- bis 3-Zimmer-Wohnung m. Küche, Bad, WC im Erdgesch. od. I. Stock, Raum Würtemberg-Baden angebl. u. Nr. 24 173 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.
Im Sauerland ist eine Neubauwohnung, 3 Zimmer, Bad, an Vertriebsstelle mit LAG-Schein sofort zu vermieten. Miete 60 DM. Gustav Dukát, Zätschen, Kr. Brilon.
Ostpr. Langspielplatten: 1. Marion Lindt spricht, 2. ... singt (Krieg-Handelsfrauen u. a.). 2. Nur ver Schluß u. a., 4. Das Floche u. a. je 7,50 DM, 5. Ostpr. J. Lied, 6. Ostpreuß. bel. Tänze u. Lieder, 7. Westpreuß. m. lb. Heimatland u. a. je 8,— DM. Heidenreich, Lichtenfels/M., Fach 81.
Wer vermietet ält. Rentnerin preisgünst. Zimmer m. Kochmöglichkeit, kl. Hilfeleistung mögl., bei Einzelperson. Süddeutschland (nicht Oberbayern)? Angebl. erb. u. Nr. 24 051 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

60jährige, hilfsbereite, alleinst. Königsbergerin, Angest.-Witwe, Rentnerin, sucht mögl. sofort oder später großes

Leerzimmer
bzw. Mansarden-Räume 1. Raum Hamburg, mögl. bei alleinsteh. Dame. Angebl. erb. u. Nr. 23 979 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

(22a) 2 Zimmer, Küche, Bad möbl. i. Einf.Haus zu vermieten. Zuschr. erb. u. Nr. 24 101 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.
Ostpr. (2 ält. Pers.) such. 2-3 Zimmer, Küche u. etwas Nebengel., a. Wunsch kann Mietvorauszahlung erfolgen. Angebl. erb. u. Nr. 23 977 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Schwerhörigen - Gerät

neuwertig, noch 8 Monate Garantie, umständehalber zu verkaufen (a. Teilzahlung), Anfr. erb. Fr. Berta Wysotzki, 2 Hamburg 26, Carl-Petersen-Str. 24c.
An Rentnerin im mod. Landhaus bei Frankfurt/M. möbl. Zimmer zu vermieten. Anfragen erb. unt. Nr. 23 944 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Malt! Sonderangebot!
Junghennen, wB, Legh., Kreuzungsvielerger: 8 Wo. 3,30; 10 Wo. 4,—; 12 Wo. 4,50; 14 Wo. 5,—; 18 Wo. 6,— DM. Blauperber, New-Hampshire sowie Hybriden 1,— DM mehr. 8 Tg. z. Ans. Leb. Ank. gar. Geflügel-Brunnen, 4834 Harzewinkel 213, Postfach 29, Telefon 353.

Graue Haare nicht fürben
HAAR-ECHT-wasserhell - gibt ergautes Haar schnell u. unauffällig die jugendliche Naturfarbe dauerhaft zurück. Keine Farbe! Unschädlich, „Endlich das Richtige“, schreiben tausende zufriedene Kunden. Sicherer Erfolg. Original-Packung Haar-Verjüngung mit Garantie DM 5,60, Prospekt gratis. Nur echt vom „Orient-Cosmetic“ Abt. 3 6 439 Wuppertal-Vohwinkel - Postfach 509

Honig
gar.naturrein, die köstl. begehrte Qualität, von Honigkennern bevorzugt, empfehle persönlich.: Produktose 9 Pfd. netto (4 1/2 kg), 22,50 DM, 5 Pfd. netto (2 1/2 kg) 13,50 DM, portofrei Nachn. Reimers Landh. Holstenhof, Abt. 7, Quickborn (Holst).

LICHTREGLER für Glühlampenstromsparend, ideal Helligkeit nach Wunsch. Preis frei LAVA, 3942 Münster, 11/84.

Tischtennistische ab Fabrik enorm preisw. Gratkatalog anfordern! Max Bahr, Abt. 134, Hamburg-Barmbeck
I.Soling, Qualität **Rasierklippen** 10 Tage Tausende Nachb. 2 Probe
100 Stück 0,06 mm 2,50, 3,70, 4,90
100 Stück 0,06 mm 4,10, 4,95, 5,40
Kein Risiko, Rückgaberecht, 30 Tage ZIEL.
Abt.18KONNEX-Versandh.Oldenburgerl.O.

Keine Drohung mit der Pistole...

Was zeigte das Relief an der Kirche zu Lappienen?

Über den Damm eines Deiches an der Gilge ragte die Kirche von Alt-Lappienen (Rauterskirch). Den vorüberfahrenden Schiffen war ihre einprägsame Form vertraut. Im Achteck waren die weiß getünchten Wände aufgeführt und hoben sich in wirksamem Kontrast vom Grün des Rasens und der sie umgebenden Baumgruppe ab. Das steile Dach wurde mit einem turmartigen Dachreiter gekrönt. Die ebenfalls achteckige Holzkirche in Inse im Kreis Echniederung war der Lappiener Kirche nachgebildet.

Unser Landsmann Gustav Gerull, dessen Elternhaus an der Gilge, in der Nähe von Rautenburg stand, sandte uns den folgenden Bericht zu, in dem er Erinnerungen aus der Zeit seiner Kindheit erzählt. Da er bereits sein achtzigstes Lebensjahr überschritten hat sind seine kurzen Schilderungen aus einer Zeit geschöpft, von der die Jüngeren nur vage Vorstellungen haben. Landsmann Gerull erwähnt u. a. die in jener Gegend verbreitete Deutung des Bildwerkes an einem Giebel der Kirche zu Alt-Lappienen. Diese ist ein Beispiel für die allmähliche Vermengung tatsächlicher Geschehnisse mit wundersamen Zutaten des Volksmundes.



Das Relief an der Kirche zu Lappienen wurde vermutlich 1702 in der Werkstatt des Königsberger Bildhauers Pörtzel aus Sandstein gemeißelt. Professor Dr. Anton Ulbrich beschrieb dieses Bildwerk: „Dargestellt ist die Familie des Erbauers der Kirche in der Mitte das Ehepaar, links und rechts davon deren Kinder, zwei männliche und zwei weibliche, die grabdenkmalsmäßig kniend und mit gefalteten Händen aufgereiht sind; darüber, von Wolken, Strahlen und Engelköpfen umgeben, der Name Jehova. Das Relief füllt der Breite nach die verfügbare Fläche bis zum äußersten Rande aus, ist aber im Verhältnis zur Architektur und der Aufstellung maßstäblich zu klein. Künstlerisch wird in den drei weiblichen Bildwerken der Flächenstil fast vollständig gewahrt...“

Groß und wirkungsvoll sind die Köpfe gebildet, mehr allgemein und gleichmäßig, aber durch die Perücke, die aufgelockerten Haare und den schmerzlich leidensvollen Zug um die Augen im Ausdruck gesteigert. Sämtliche Gestalten tragen die Zeitracht, die männliche Rüstung. Allenthalben macht sich das äußerlich und innerlich zur Übertreibung geneigte Wesen jener Zeit fühlbar.“

(Geschichte der Bildhauerkunst in Ostpreußen)

„Mein Elternhaus“ — berichtet Landsmann Gerull — „stand in Bretterhof, zwischen Rautenburg und Lappienen. Aber als ich etwa zehn Jahre alt war, wohnten meine Eltern in Waldburg bei Rautenburg, zwischen Deich und Wald. In Rautenburg ging ich auch in die Schule.“

Meine Eltern waren sehr arm. Es gab Tage, wo wir wenig zu essen hatten. Mein Stiefvater war Brettschneider in einer Holzhandlung. Die Arbeit war sehr schwer, weil dabei alles mit der Hand getan werden mußte. Die großen Langhölzer wurden zuerst mit der Axt behauen. Dann wurde der Baum aufgebockt, ein Mann stellte sich oben drauf und einer darunter, so zersägte man ihn, der Länge nach, mühsam zu Brettern. Die Bezahlung war äußerst gering. Im Winter gab es immer eine Anzahl von Arbeitslosen, die sich überall, wo es noch etwas zu tun gab, anboten und die Löhne herabdrückten.

An einen Wintertag kann ich mich noch gut erinnern. Mein Stiefvater kam zum Mittagessen, aber wir hatten nichts; da steckte er sich eine Pfeife an und ging wieder hungrig zur Arbeit. Abends ließ er sich zwei Mark Vorschuß geben, damit gingen wir alle über die Gilge, nach Seckenburg, um Lebensmittel zu kaufen.

In die Schule konnte ich meistens kein Brot mitnehmen, aber meine Mitschüler gaben mir von ihrem Brot ab, mitunter so viel, daß ich noch etwas nach Hause mitnehmen konnte. Es kam vor, daß meine Mutter mich fragte: „Hast du auch ein Stückchen Brot mitgebracht?“

Der Wohlstand der Memelniederung ist uns zu einem Begriff geworden, darum fällt es uns schwer, solche echte Not zu begreifen. Wir müssen uns aber vor Augen halten, daß gerade in den neunziger Jahren ganz Ostpreußen von Mißernten heimgesucht war, die eine Teuerung zur Folge hatten. Entweder herrschte große Dürre, oder der Himmel sandte ein Übermaß an Regen herab, der die Ernte verderbte. Wiederum ist es erfreulich zu erfahren, und entspricht der Art unserer Menschen, wie hilfsbereit die Mitschüler waren.



Hochzeit im Schloß Rautenburg

„In der Mitte der Schloßfassade führte eine Treppe zu einer Veranda hinauf. Von ihren höchsten Stufen hatte man einen schönen Ausblick über die Gilge, und darüber hinaus. Links vom Schloß stand ein Gewächshaus, und rechts befand sich die Auffahrt zum Hof, sowie der Eingang zum Park.“

In den neunziger Jahren fand die Hochzeit des derzeitigen jungen Grafen Keyserlingk statt. Die gräfliche Familie war sehr beliebt, darum nahm die Bevölkerung lebhaften Anteil daran. Die Anfahrt der Wagen mit Hochzeitsgästen schien kein Ende nehmen zu wollen. Am Abend fand, zu beiden Seiten des Stromes, ein gewaltiges Feuerwerk statt. An den Ufern drängten sich die Menschen, eine Menge, die nicht zu zählen war, um an dem seltenen Schauspiel teilzunehmen. Ich hatte einen Platz neben der oben erwähnten Treppe gefunden und betrachtete die Hochzeitsgäste. Als das Feuerwerk beendet war, bewegte sich der Zug der Hochzeitsgäste, die Musikkapelle voran, durch das Tor in den Park, wo die Feier ihren Fortgang nahm.“

Erfahrungsgemäß, und aus mündlicher Überlieferung zu schließen, fand dabei auch eine reichliche Bewirtung der Einwohnerschaft des Dorfes statt, insbesondere derjenigen Menschen, die zum Gut in einem festen Arbeitsverhältnis standen.

Das Storchennest auf dem Kirchengiebel

„Damals bestand Lappienen aus zwei durch die Gilge getrennten Ortsteilen, die durch eine Fähre verbunden waren. An beiden Ufern stand neben der Fähre ein Gasthaus. Das Gasthaus am linken Ufer war ein zweistöckiger Prachtbau mit hellblauer Fassade, die Giebel und Erker mit Schnitzwerk versehen, und in der Mitte des Daches hatte es eine Glaskuppel mit einer Fahnenstange. In einer Nacht, in der Mitte der neunziger Jahre, brannte es ab; ich habe das Feuer selbst gesehen.“

Das Dorf an der Gilgemündung

Wer einmal in dem abgelegenen Fischerdorf Gilge gewesen ist, für den war es ein Erlebnis, das er nicht so bald vergessen konnte.

Dort fließt der Gilgestrom hindurch, einer der sieben Mündungsarme der Memel. Wer mit dem Kreisomnibus dorthin fuhr, der war höchst anspruchlos. Wem es zu eng war, der durfte gleich aussteigen, viele andere warteten schon auf

Ein besonderes Ereignis war es immer für uns, wenn die Szimker aus Rußland mit ihren Holztriften kamen. Sie trugen auch im Sommer ihre Schafpelze, und an den Füßen Sandalen (Parezchen). Wenn sie die Triften abgeliefert hatten, mieteten sie einen Wagen und ließen sich nach Großbritannien fahren; dabei sangen sie vielschichtig ihre Lieder, die anzuhören waren wie Orgelklang.

Daneben gab es einen anderen Anziehungspunkt für uns Jungen: das Storchennest auf der Sakristei der Lappiener Kirche. Wenn wir auf den Turm kletterten, konnten wir das Leben und Treiben der Störche beobachten. Der Kirchendiener Liedtke zerstörte nach ihrem Abzug das Nest, weil er es unziemlich fand, doch sie bauten es im Frühling wieder neu.

Über das Relief erzählten die alten Leute eine merkwürdige Geschichte: Die Szene sollte demzufolge einen Grafen darstellen, der eine Pistole auf seine Gemahlin richtet; die Kinder bitten ihn kniend, Gnade walten zu lassen. Es ging nämlich die Mär: Als der Graf während des Siebenjährigen Krieges abwesend war, habe die Gräfin das ganze Vermögen verbraucht, um die Gilge graben zu lassen, damit die Leute Arbeit und Brot hatten.

Daß der Gilgestrom gegraben sein soll, wie es die alten Leute erzählten, ist nicht von der Hand zu weisen, denn rechts der Gilge floß nämlich die alte Gilge, die aber schon im Zuwachsen war. Längs dieser alten Gilge standen viele Bauernhöfe. Also muß doch früher die alte Gilge der Hauptfluß gewesen sein. Man sagte auch: die alte Gilge und die neue Gilge...“

Soweit die Erzählung des Landmannes Gerull. Mit dem Hinweis, daß der ziemlich gerade geführte Flußlauf der Gilge künstlich geschaffen wurde, hat er durchaus recht. Dies geschah jedoch schon vor dem Wirken Philipps von Chieze in der Niederung, in den Jahren 1613 bis 1616. Das vielfach gewundene und stark versandete Flußbett der „Alten Gilge“ war für die Schifffahrt kaum nutzbar. Daher wurde auf der Strecke von Sköpen bis Alt-Lappienen ein neues Strombett gegraben.



Am Gilgedamm bei Seckenburg.

Links: Auf der Karte sind die Flußläufe der Alten Gilge und der Gilge skizziert

Darunter: Schloß Rautenburg.

seinen Stehplatz. Wer mit der „Lotte“ hinfuhr, der mußte viel Zeit übrighaben. In Gilge sah man ein Dorf mit zwei Straßen, eine am Südufer und die andere am Nordufer entlang. Die Häuser standen auf der stromab gelegenen Seite. Sie waren aus Holz und an dem Nordufer besonders schmuck mit Säulen an den langen Eingängen. In den Stuben konnte man mit Rosen bemalte Schränke und Truhen sehen. Auf der anderen Seite der Straße am Strom standen die zu den Häusern gehörigen Wirtschaftsgebäude, kleine Ställe für das Kleinvieh, Geflügel, die Netze und anderes Fischereigerät... Und am Ufer lag der Keitelkahn. Sie waren der Stolz der Fischer. Es gab eigene Kahnwerften am Haff. Jedes Dorf hatte sein eigenes Abzeichen und jedes Haus hatte seinen eigenen lustigen Wimpel. Auf der Straße lagen im Juli und August lange Haufen von Zwiebeln zum Austrocknen, die dann an den Decken der Stuben aufbewahrt wurden. Sie hatten den gleichen Verkaufspreis wie der Weizen. Vor den Häusern waren kleine Gärten mit Blumen. Die Stockrosen und die Sonnenblumen leuchteten schon von weitem. Die Kirche war zurückgebaut und mit einem großen Friedhof umgeben. Während ringsum nur nasser Moorboden war, in dem das Gemüse prächtig gedieh, bestand dieser Platz aus lauter feinem Sand. Den hatten frühere Generationen mühsam auf Keitelkähnen herangeschafft, damit alle Toten ein warmes, trockenes Bettchen haben sollten. Schau dich um! Die Gilge fließt schnell dahin. Auf den Rohrdächern grüßt das Zeichen der gekreuzten Pferdeköpfe. Wie klein und windschief

Museum, auch nicht die großen Läden mit ihren Schaufenstern, sondern die Eisenbahnstation! Dort warteten sie, bis ein Zug ankam oder abging. Daß man auf Eisenschienen durch die ganze Welt fahren kann, das hatten sie sich nicht vorstellen können. Bis 1890 gab es nur einen schmalen Treidelweg neben dem Friedrichsgraben. Erst im Jahre 1930 gelangte ein Wagen auf einer soliden Kunststraße nach Gilge. So erwachte hier viel Eigenes und Selbständiges. Ein Kaufmann malte schöne Bilder, ein Lehrer machte Gedichte. Professor Gerullis aus Königsberg sammelte dort die alten Volkslieder, die Dainas, und übersetzte sie. Ein solches Lied lautet:

Ich ging auf einem Pfade
begegnete einem Mädchen rot und weiß.
Wo das Mädchen rot ist, da glüht sie von weitem,
wo das Mädchen weiß ist,
da ist sie kalt gegen das Anschmiegen.

Ich sagte zu ihr Guten Morgen,
sie gab mir nicht ein Wörtchen.
Ich gab ihr meine weiße Hand,
sie gab mir nicht ihr Fingerlein.
Ach Mädchen, Walfischlein,
warum bist du so stolz?

Wenn auf dein schönes Gesicht,
so danke dem lieben Gott,
wenn auf deinen Reichtum,
dann danke dem lieben Vater.

Superintendent i. R. Doskocil

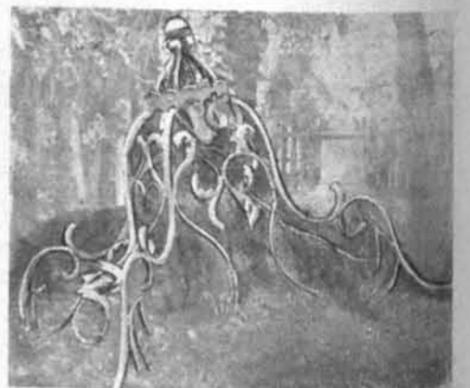


Das Relief füllte das rechteckige Feld des einen Giebels der Kirche zu Lappienen aus. Eine Inschrift im anderen Giebel berichtete, daß sie im Jahre 1703 fertiggestellt wurde. Den Entwurf hatte noch der zehn Jahre zuvor verstorbene Philipp von Chieze gezeichnet, der kniend mit zum Himmel flehenden Gebärden auf dem Relief abgebildet ist. Seine Witwe — spätere Gräfin Truchseß-Waldburg — ließ die Kirche erbauen; wohl kaum hätte sie als Motiv für das Relief, das doch als ein ehrendes Gedenken für ihren ersten Gemahl bestimmt war, ausgerechnet einen Familienzwist gewählt. Vermutlich verwitterten die Formen der rechten oder linken Hand der dargestellten Grafenfigur und daher bildete sich die Volksdeutung um diese Szene, weil der geschichtliche Untergrund in Vergessenheit geraten war.

Das Ehepaar Chieze hat sich außerordentliche Verdienste um die Kultivierung der Gilge-Niederung erworben. Philipp von Chieze wurde in den Niederlanden geboren. Der Große Kurfürst nahm den vielseitigen Architekten in seinen Dienst. Er baute das Hauptgebäude des Potsdamer Schlosses, leitete eine Zeittang die Bauten des Berliner Schlosses und erwies sich auch als tüchtiger Kulturgenieur beim Bau des Oder-Spree-Kanals.

Auf eigene Kosten unternahm de Chieze die Trockenlegung eines weiten Bezirks an der Gilge. 200 Morgen versumpften Odlandes, die der Große Kurfürst ihm überließ, bildeten den Grundstock eines später noch erweiterten Besitzes, der nach seiner Gemahlin Luise Katharine, geborene von Rauter, den Namen Grafschaft Rautenburg erhielt.

Diese tatkräftige Frau hat das Werk des Gatten nach dessen Tode fortgesetzt. Durch den Bau des Großen und Kleinen Friedrichsgraben schuf sie 1689 bis 1697 die für den Königsberger Handel so wichtige Wasserverbindung zwischen Deime/Pregel und Gilge/Memelstrom; die Pläne dazu stammten von ihrem ersten Gatten. 1744 kam durch Heirat und Kauf die Grafschaft Rautenburg in den Besitz der Grafen Keyserlingk. Der Sitz der Grafen von Keyserlingk war das äußerlich bescheiden wirkende Schloß Rautenburg. Neben einer großen Porträtsammlung enthielt es viele Erinnerungen an Friedrich den Großen und an Immanuel Kant, der einst in Rautenburg als Hauslehrer weilte und in dem Keyserlingkschen Palais in Königsberg ein stets willkommener und hoch geachteter Gast war. — Dieses Haus wurde später der Amtssitz des Kommandierenden Generals des I. Armeekorps.



Auf dem Friedhof in Lappienen sah man dieses kunstvolle, verschlungene Grabgitter in Form einer Glocke. Es war von dem damaligen Dorfschmied in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus Eisenbändern gefertigt worden; ein anschauliches Zeugnis für den hohen Stand des Schmiedehandwerks in Ostpreußen.

WORMDITT

650 Jahre Stadt

Heuer sind es 650 Jahre her, daß die ermländische Stadt Wormditt ihre Handfeste erhielt, ein willkommener Anlaß, ihrer in unserem Heimatblatt zu gedenken.

Die hohen Ufer der Drewenz, eines Nebenflusses der Passarge im südlichen Teil des Kreises Braunsberg, boten schon den Bewohnern früherer Zeiten Schutz und Sicherheit. So nimmt es nicht wunder, daß die alten Prußen vor der Ankunft des Deutschen Ordens an der Stelle, wo heute Wormditt liegt, eine Siedlung hatten, von der man nicht mit Sicherheit sagen kann, ob sie ein Dorf oder die Burg eines Edlen war.

Daß der Orden hier bereits ein ansässige Bevölkerung vorfand, geht aus dem Namen hervor, der zweifelsohne prußischer Herkunft ist. Hieß doch der Ort damals *Wurmedytin* oder *Wormedythin*, ein Name, um dessen Erklärung man sich vergeblich bemüht hat. Man hat versucht, ihn mit den Warmiern, die dem Ermland den Namen gegeben haben, in Verbindung zu bringen, doch muß gesagt werden, daß diese damals ihre Wohnsitze weiter nördlich entlang der Küste des Frischen Haffes hatten. Wormditt gehörte aber genau wie Heilsberg zum Gau Pogesanien. Die neuen Einwanderer übernahmen den prußischen Namen, deuteten ihn aber auf ihre Weise. So entstand die Sage von dem Lindwurm, der einst in der Gegend des Marktes gehaust und gräßliches Unheil über den Ort gebracht haben soll, bis endlich ein kühner Ritter ihn zur Strecke brachte. Als er Bauer das tote Untier daliegen sah, erhielt er auf seine Frage, was das sei, die Antwort „Worm dit dat“, und so ist Wormditt zu seinem Namen gekommen.

Man ging noch einen Schritt weiter. Man nahm den Drachen den Sage sogar in das Stadtwappen auf. Das älteste Siegel der Stadt von 1388 zeigt bereits einen Lindwurm,



Das Lindwurm-Wappen der Stadt.

der sich in den Schwanz beißt. Später gab man ihm eine etwas andere Form. Nun zeigte das Wappen auf grünem Rasen einen krallenbeehrten Drachen, der züngelnd mit gespreizten Flügeln zu seinem geringelten Schwanz zurückblickt. Eine drohende Sprache führte das Wappen, und dabei waren die Wormditter doch friedliche Menschen.

Von Schlesiern besiedelt

Wann die Gründung der Stadt Wormditt erfolgt ist, läßt sich nicht genau feststellen. Jedenfalls ist sie 1308 zum ersten Male als Siedlung belegt. Die Besiedlung des Ermlandes, die unter dem Bischof Heinrich I. Ermlandens, Kustentrich und das Passargetal erfaßt hatte, drang unter dem folgenden Bischof Eberhard von Neisse (1301—1326) in das mittlere Ermland vor und führte zur Gründung der Städte Heilsberg und Wormditt. Mit einiger Sicherheit nimmt man das Jahr 1312 als den Zeitpunkt der Verleihung der Handfeste an. Der Lokator, der die Besiedlung der Stadt leitete, hieß Wilhelm und stammt gleich dem Bischof aus Schlesien. Man hält ihn für einen Verwandten des Bischofs. Natürlich warb der Lokator die neuen Siedler unter seinen Verwandten und Bekannten, also seinen Landsleuten. So erklärt es sich, daß Wormditt von Schlesiern besiedelt wurde und die Bevölkerung den mitteldeutschen Dialekt, das sogenannte „Breslauisch“, sprach, während die unter Bischof Heinrich I. besiedelten Gebiete entsprechend ihrer Herkunft Niederdeutsch, das sogenannte „Käslauisch“, sprachen. Die Sprachgrenze, die mitten durch das zwischen Wormditt und Mehlsack gelegene Kirchspiel *Heinrikau* ging, hatte sich bis in unsere Zeit erhalten.

Die „Lauben“ am Marktplatz

Die Anlage der Stadt erfolgte nach dem im Ordensland üblichen Grundriß, das heißt, man teilte die neue Siedlung in rechteckige Blocks auf, in der Mitte sparte man einen großen viereckigen Platz für den Markt aus, auf dem das Rathaus zu stehen kam. Die Kirche wurde am Rande der Stadt errichtet, wo sie dem lärmenden Verkehr entrückt war und gleichzeitig ihre Aufgabe als starke Verteidigungsbastion erfüllte. Nicht so starr durchgeführt, daß nun ein genaues Rechteck entstand, man paßte sich den Bodengegebenheiten an und nahm vor allem auf die Verteidigungsmöglichkeit Rücksicht. Alle Ordensstädte sind nach dem gleichen Grundgedanken errichtet, doch gleicht keine vollkommen der anderen.

Daß Wormditts neue Bürger aus dem mitteldeutschen Raum kamen, kündeten auch die „Lauben“, die ursprünglich alle Häuser um den Markt herum aufwiesen. In den schattigen Gän-

Rathaus und Laubenhäuser am Markt

Foto: Marburg



gen hinter den starken Arkaden spielte sich in früheren Zeiten ein gemütliches Leben ab, das den nachbarlichen Zusammenhalt begünstigte, später nahm das dahinterliegende Erdgeschoß meist Läden auf. Einst hatte jedes der am Markt liegenden Giebelhäuser eine solche Laube aufzuweisen. Als starke Brände im 19. Jahrhundert mehrfach große Lücken in die Fronten rissen, baute man die Häuser vielfach nicht mehr in der alten Form auf, sondern zog die Vorderwände bis zur Erde hinunter. Auch wurden die

Häuser nicht mehr als Giebelhäuser aufgebaut, so daß die Einheitlichkeit des Marktplatzes sehr darunter litt. Später aber kehrte man wieder zu der ursprünglichen Form zurück, da die Obrigkeit darauf bestand, daß bei Neubauten wieder Lauben errichtet wurden. So kam es, daß Wormditt von allen ermländischen Städten die meisten Häuser dieser Bauform aufwies. Von ihnen ging ein Teil in seiner Entstehung auf das 17. und 18. Jahrhundert zurück, andere gehörten dem 19. Jahrhundert an.

Die Burg - einst bischöfliche Residenz

Fast immer wurde bei der Gründung der Städte im Ordensland auch eine Burg errichtet. Wormditt machte davon keine Ausnahme. Der Gründer der Stadt, Bischof Eberhard, nahm gleichzeitig den Bau einer solchen in Angriff. Im Nordwesten der Stadt, durch eine Schleife der Drewenz gesichert, schuf man eine Anlage, die aus zwei mehrgeschossigen Flügeln bestand, während die übrigen Seiten nur durch Mauern gesichert waren. An sie schlossen sich die Wirtschaftsgebäude an. Der an der Südwestecke gelegene Turm, aus dessen Fenstern man rechtzeitig herannahende Feinde beobachten konnte, wies starke Kellergewölbe auf, die zur Speicherung von Munitionsvorräten dienten. Die Burg muß ein stattlicher Bau gewesen sein, der viele Räume aufwies. In den Jahren von 1341—1349 durfte sie sogar dem

Bischof Hermann von Prag als Wohnsitz dienen, wodurch Wormditt für diese Zeit die Ehre hatte, Residenzstadt des Ermlandes zu sein. Der Bischof richtete auf dem Schloß auch eine Schule ein, die nachweislich bereits im Jahre 1343 bestand und ausschließlich für Hofjunker, darunter auch Stammprußen, bestimmt war. Zumeist wohnte in dem Schloß nur der Burggraf, ein bischöflicher Beamter, die Bischöfe selbst benutzten es nur auf ihrer Durchreise.

Die kriegerischen Wirren der folgenden Jahrhunderte setzten dem Gebäude arg zu. Zu Beginn des Städtekrieges, im Jahre 1454, wandten sich die Wormditter Bürger gegen ihren Bischof, zogen vor das Schloß, erstürmten und plünderten es. Wenn es auch wieder zu einer Versöhnung der Bürger mit dem Bischof kam, die dem Bau zugefügten Schäden wurden zunächst

nicht beseitigt. Bischof Rudnicki (1604—1621) veranlaßte umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten, aber die Eroberung durch den Schwedenkönig Gustav Adolf am 19. Oktober 1627 vernichtete wieder vieles. Erst ein Jahrhundert später feierte das Schloß eine neue Auferstehung. Die Bischöfe Potocki (1711—1724) und Szembek (1724—1740) ließen es wieder ausbauen, doch dann folgte eine neue Verfallszeit. 1806 wurde der größte Teil des Gebäudes abgebrochen, um Ziegel für die Errichtung anderer Bauten zu gewinnen, und zu ihrer Zeit kündeten nur noch klägliche Reste von Kellerräumen unter dem ehemaligen nordwestlichen Flügel und Grundmauern vom nordöstlichen Flügel, daß hier einst ein Schloß gestanden hatte. Lediglich der Name der Schloßstraße hielt das Andenken an die ehemalige Zeit wach. Auf dem Gelände der einstigen Burg führte man einen roten Ziegelbau von wenig schönem Aussehen auf, der die Knaben- und Mädchenschule der Stadt aufnahm.

Von fünfzig Jahren, am 3. Juli 1912, begingen die Wormditter den großen Tag ihres 600jährigen Bestehens. Ein treuer Sohn der Stadt, der 1949 zu Heide in Holstein verstorbene Studienrat *Franz Buchholz*, verfaßte eine Festschrift, „Bilder aus Wormditts Vergangenheit“ verfaßt, in der er in liebevoller Weise die Schicksale seiner Vaterstadt im Laufe der Jahrhunderte schilderte. Mit Wehmut werden die alten Wormditter an jenen Tag zurückdenken. G. M.

In Wäldern des Ermlandes

Im ermländischen Walde gab es immer etwas zu sehen und zu hören, wenn man Augen und Ohren offen hielt und mit dem lautlosen Schritt der Jägersleute vorsichtig dahinging, unter deren Füßen kaum einmal ein Ästchen knackte auf den weichen, mit Tannennadeln bedeckten Wegen. Da schwirrten im Unterholz alte und junge Vögelchen oder schwangen sich singend von Ast zu Ast, die schlagenden Finken und die vielstimmigen Drosseln, die zirpenden Meisen und die schlanken Grasmücken, der flötende Pirol mit seinem regenkündenden Gileo-Bülw-Ruf und der scheltend krächzend davonliegende Eichelhäher, der die Tiere des Waldes vor dem schleichenden Menschen warnte. Possierlich und flink huschten die Eichkätzchen jagend durch die Bäume und tuckten und schnurrten; mit großen dunklen Augen musterten sie vom sicheren Ast die langsam Menschenlein, neugierig und doch stets bereit, mit weiten Sprüngen und blitzschnellem Klimmen und Kreisen um die Baumstämme sich in Sicherheit zu bringen. Bisweilen verrieten nur rieselnde Deckblätterchen von Tannenzapfen oder deren abgeworfene Spindeln, daß oben ein Eichhörnchen seine Mahlzeit hielt. Lockend klang das „Ru—ru—ku“ der Wildtauben; irgendwo klopfte es im Holze, und wenn man vorsichtig lauschend spähte, erblickte man

wohl einen Buntspecht mit seinem schwarzweißen Federkleid und dem roten Schopf, wie er dicht am Stamm auf den gespreizten Schwanz gestemmt mit gewaltigen Schlägen seines Genickes den starken Schnabel in das morsche Holz trieb und das darin mahrende Gewürm herausholte. Mit raschem „glöck—glöck—glöck—glöck“ flog er dann davon. Hatte man Glück, so war es gar ein mittelgroßer Grünspecht mit seinem farbenprächtigen Gefieder oder ein großer Schwarzspecht mit schwarzem Gewand und rotem Kopfputz, der mit kackerndem lauten Ruf abging.

Überall führten Wildwechsel durch den Wald, und hier und da stieß man auf geschützte Raufen, in denen im Winter die Rehe gefüttert wurden. In der Schonzeit waren sie nicht scheu und hatten vor Wangen keine Furcht. Sie wechselten ohne sonderliche Hast vor ihnen über die Chaussee oder blieben am Waldrande mit großen fragenden Augen stehen; der Fußgänger bekam meist nur ihre weißen Spiegel zu sehen oder hörte sie oft schreckend davonpoltern. Gelegentlich huschte auch wohl ein Fuchs mit spitzer Schnauze und buschiger Rute über eine Schneise. Im Sommer traf man auf alte Leute oder Kinder, die Beeren aller Art sammelten und durch Übung es zu erstaunlicher Fixigkeit

darin gebracht hatten. Man traf die erfrischenden Früchte schon an den Chausseen und in den Straßengraben, und mancher Wanderer erquickte sich an ihnen, wenn die Sonne heiß brannte und kein Lüftchen sich regte. Wundervolle Schmetterlinge flogen in irrendem Flug schwankend über der Chaussee, Bläulinge und Bräunlinge und Schillerräuber, Fische und Perlmutterfalter, auch Schwalbenschwänze und der dunkelsamtene, gelbgerandete Trauermantel.

Noch pflanzte man für das Sammeln in den eingezäunten Lohnzäunen, die aber nur der Förster und seine Angehörigen betreten durften. Hier gediehen besonders auch Himbeeren mit ihren zwar kleinen, aber hocharomatischen Früchten, die wie die Erdbeeren köstlichsten Saft ergaben. Wie bei den Erdbeeren in ganzen Feldern beisammen, wie Glöckchen hingen die Früchte an den Zweigen; bald war ein Eimer vollgeplückt, und trotzdem waren auch Munde, Zunge und Zähne noch so echt blau gefärbt, daß Putzen und Scheuern erst nach mehrfacher Wiederholung einigen Erfolg hatte. Doch was machte auch schon die blaue Farbe aus!

Gegen den Herbst hin, wenn das Heidekraut die Wege der Wegeränder violett färbte, kam die Zeit der Pilze; nach warmem Regen schossen sie „wie Pilze“ aus der Erde, und ohne große Mühe konnte man Taschen oder Körbe voll Gelbhörnchen (auch Pfifferlinge genannt), Steinpilzen, Reizkern, Birkenpilze und Champignons heimbringen. Man mußte sich aber auskennen; Unkundige erlagen leicht dem verführerischen Reiz der prachtvoll roten Fliegenpilze mit ihren Sahnespitzen oder der Versuchung der großen Satanspilze oder der argen Täuschung des bösen Knollenblätterschwams. Die hohe weiße Stinkmorchel kündigte sich schon von fern durch ihren widerlichen Geruch an, und niemand bekam Lust, sie zu schneiden.

Und was konnte man für herrliche Blumen im Walde finden! Im Frühjahr entfaltete der unter Naturschutz stehende, giftige Seidelbast seine blauen Blüten an noch blattlosen Stielen, und im Herbst standen auf den Wiesen die zarten, hellvioletten Herbstzeitlosen in giftiger Verschämtheit. Im Sommer fanden sich in Mengen die hohen, großblütigen Glockenblumen, sonst eine Seltenheit und im Walde bei Warnicken an der Ostsee unter Naturschutz gestellt. Selbst die hoheitsvolle Türkenbundlilie prangte mit ihren hängenden blau-bis braunroten Blüten, aus deren zurückgebogenen Blütenblättern sich die Staubgefäße und der Stempel kraft und Lebenslust herausreckten. Verbunden mit den zarten Waldgräsern, vor allem dem Zittergras mit seinen an feinen Fäden schwankenden, länglich runden Ährchen ergaben sich wunderbare Strauße.



Blick auf die Stadt. In der Mitte des Bildes die Kirche.

Arnold Grunwald



Aus den ostpreußischen Heimatkreisen ...

DIE KARTE DEINES HEIMATKREISES BRAUCHT DEINE ANSCHRIFT - MELDE AUCH JEDEN WOHNUMGSWECHSEL

Tote unserer Heimat

Oberpräsident a. D. Dr. Kutscher

Am 13. Juni ist in Göttingen nach kurzer Krankheit und einem reichen Leben im Dienste des deutschen Staates und Volkes der letzte des deutschen Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Dr. Wilhelm Kutscher, verschieden.

Nach dem juristischen Studium an der Universität Tübingen, Berlin und Greifswald trat er in den preußischen Verwaltungsdienst ein.

Am 28. Juni 1919 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges dem pommerischen Kreis Lauenburg als Landrat vor. Während dieses Krieges konnte er sein hervorragendes Verwaltungs- und Organisations Talent an leitender Stelle im preußischen Innenministerium vornehmlich durch seine maßgebliche Mitwirkung an der Beseitigung der Kriegsschäden bewahren, die durch den Einfall russischer Armeen in Ostpreußen entstanden waren.

Mit ihm ist ein Vertreter des alten preußischen Beamtentums, des unbedingten rechtlichen Denkens und ein heimattreuer Ostdeutscher von uns gegangen, dessen Verdienste durch die seinerzeitige Verleihung des Bundesverdienstkreuzes gewürdigt worden sind.

ab 11.30 Uhr im „Hotel Kaiserhof“ am Kurfürstendenkmal ein.

Wieder heißt es Abschied nehmen von einem lieben, alten Freund. Unser Gemeinschaftsvertreter Kurt Quednau in Kiel ist dahingegangen, nach langem, schwerem Leiden.

E. F. Kaffke Reinbek, Kampstraße 48

Gumbinnen

Liebe junge Freunde aus Stadt und Land!

Am 28./29. Juni findet in Bielefeld das Hauptkretreffen Gumbinnen statt. Erfreulicherweise traf uns dem Jugendkreis in jedem Jahre über hundert junge Gumbinner dazu ein.

Hans Kuntze, Kreisvertreter

Friedrich Heft Celle, Buchenweg 4

Handwerker des Kreises Gumbinnen

Wie so oft in den vergangenen Jahren, wollen wir uns auch in diesem Jahre beim Haupttreffen der Gumbinner am 28./29. Juni in unserer Patenstadt Bielefeld zu einer kurzen Aussprache zusammenschließen.

Heiligenbeil

Unser Hauptkretreffen

findet in diesem Jahre am 28. und 29. Juli in unserer Patenkreisstadt Burgdorf (Han) statt.

Geduld mit der Rücksendung. Die größte Zahl der Fotos ist zurückgeschickt worden. Andere aber warten noch immer. Nun, wir haben hier alle Bilder, die nicht in den Bildband hineinkommen konnten.

Georg Rastanowski, Erster Stadtvertreter i. V. Bad Godesberg, Zeppelinstraße 57

Bartenstein

Heimattube in Nienburg (Weser)

Meine lieben Bartensteiner! Unsere Heimattube im Nienburger Museum ist nun mit drei Schraubvitriolen, einem runden Tisch und vier Stühlen ausgestattet.

Ehemaliges Grenadier-Regiment 44

In Verbindung mit dem Hauptkretreffen der Bartensteiner in der Patenstadt Nienburg (Weser) findet am 23. Juni im dortigen Parkhaus ein Kameradschaftsabend der ehemaligen Angehörigen des Grenadier-Regiments 44 statt.

Ebenrode (Stallupönen)

Kretreffen am 1. Juli

Beim Heimatkretreffen am Sonntag, 1. Juli, im Stadtgartensaalbau in Essen-Steele wird Landsmann Dietrich v. Lenski aus Kattenau um 11.30 Uhr den Lichtbildvortrag „Die ostpreußische Pferdezucht — einst und jetzt“ halten.

Rudolf de la Chaux, Kreisvertreter 6200 Wiesbaden, Sonnenberger Straße 67

Elchniederung

Sterbegeldversicherung

Bei unserer Kreisgemeinschaft gehen laufend Anfragen ein, ob noch Anträge zu der Kollektiv-Sterbegeldversicherung angenommen werden.

Suchanschriften

Klocken: Langner, Elisabeth; Beyer, Albert und Familie; Dunkel, Anna; Gerull, Rudolf und Erich; Gawein, Wilhelm und Monika; Henneberg; Jakobeth; Edith; Kleibsties, Gertrud und Familie; Kroll, Edwin und Herbert; Mading, Lothar und Siegfried; Mitzkat, Werner; Müller, Ulrich und Helmut; Nerlich; Pucknat, Kurt und Annelore; Riegel, Gisela; Taudor, Gustav; Erna und Helmut; Wittenberg; Eudard und Irmgard; Köllm, Linkuhnen; Kröhnert, Frieda, Erika und Ursula; Monien, Otto; Schulz, Heinz; Köllm, Schnecken; Grigul mit Familie; Naujock, Johanna und Ella; Negrasz, Hermann; Peter, Johanna und Walter; Kripfelde; Gross, Irmgard; Mallwitz, Charlotte; Pachaly, Adelheid; Kryszan, Gustav mit Familie; Lagies, Ella und Manfred; Neumann, Frieda und Erna; Prepens, Ida und Adalbert; Seldenberg, Ida und Harry; Kurwenberg; Bannawitz, Gertrud; Kühne, Günter; Kalkenings, Otto; Luckau, Artur; Matzelt, Ferdinand; Pauliks, Helmut und Hella; Wegner, Paul; Waldschles, Martha; Kurwensee; Rimkus, Gertrud; Pauls, Harry und Werner; Kussenberg; Engelde, Kurt; Lippke, Egon; Sallowski, Ruth; Willuweit, Anna; Engelde, Helene; Siemund, Gerda; Laken-dorf; Bohne, Ida; Bohne, Margarete; Edith und Irma; Corneisen, Maria und Bruno; Klein, Hildegard und Gerhard; Maeding, Anna; Kraft, Christel; Holzmann, Klara; Langer, Hilde; Topelt, Siegfried; Leidwarren; Jaenicke, Günter; Liedtke, Bernd;

DAS BEISPIEL:

... ein erholsames Wochenende

Der nachfolgende Text stand auf Tausenden von Handzetteln. Sie wurden am letzten Sonnabend von jungen Menschen in der schleswig-holsteinischen Kreisstadt Pinneberg, der Patenkreisstadt von Fischhausen, verteilt.

„Wir wünschen Ihnen ein erholsames Wochenende! Sie können es ungestört verbringen. Aber nur wenige Kilometer weiter östlich standen am 17. Juni vor neun Jahren viele Menschen gegen ein unmenschliches Regime auf!“

„Was bedeutet Ihnen dieser Tag heute? Ob es dem Kommunismus gelingen wird, bei uns Fuß zu fassen, hängt auch von Ihnen ab. Beunruhigt es Sie nicht, wenn Sie wissen, daß Millionen Deutsche noch immer in Knechtschaft leben?“

„Denken Sie auch an Mittel- und Ostdeutschland! Fahren Sie an irgendeinen Punkt der Zonengrenze oder an die Berliner Mauer. Überzeugen Sie sich von dem Wahnsinn mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert! Vielleicht ergreift Sie dann die gleiche Unruhe wie uns!“

„Vergessen Sie diesen Tag nicht!“

- 24. Juni: Neidenburg, Bezirksstreffen in Hannover im Kurhaus Limmerbrunnen.
Bartenstein, Haupttreffen in der Patenstadt Nienburg (Weser)
Schloßberg: Haupttreffen in Winsen (Luhe)
30. Juni/1. Juli: Insterberg, Haupttreffen in Krefeld im Stadtwaldhaus
Seestadt Pillau, Haupttreffen in der Patenstadt Eckernförde.
1. Juli: Ebenrode, Kretreffen in Essen-Steele im Stadtgartensaalbau.
Johannsburg: Haupttreffen in Hamburg im Winterhuder Fährhaus.
Osterode, Kretreffen mit zehnjährigem Patenschaftsjubiläum in der Patenstadt Osterode (Harz).
8. Juli: Ortelsburg, Kretreffen in Essen Städtischer Saalbau.
Pr.-Eylau, Haupttreffen in Hamburg in der Gaststätte Gewerkschaftshaus.
15. Juli: Gastenburg, Haupttreffen in der Patenstadt Wesel.
Osterode, Kretreffen in Herne im Kolpinghaus.
22. Juli: Fr.-Holland, Kretreffen in Hagen im Parkhaus.
28./29. Juli: Gumbinnen, Haupttreffen in der Patenstadt Bielefeld.
Heiligenbeil, Haupttreffen in der Patenkreisstadt Burgdorf.
29. Juli: Labiau, Haupttreffen in Hamburg.
Angerapp, Kretreffen in Hamburg.
4./5. August: Lyck, Haupttreffen in der Patenstadt Hagen.
8. August: Memel, Heydekrug und Pogegen, Haupttreffen in Hannover im Kurhaus Limmerbrunnen.
Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung, gemeinsames Treffen in Hannover im Wülfeier Biergarten.
12. August: Johannsburg, Haupttreffen in Hannover.
Elchniederung, Kretreffen in Lübeck im Lokal Muuß, Israelsdorf.
18./19. August: Wehlau, Haupttreffen am Amtssitz des Patenkreises in Syke.
19. August: Angerapp, Kretreffen in Hannover.
25. August: Neidenburg, Jahresversammlung und Kretag in Bochum im Bundesbahnhof.
26. August: Ortelsburg, Kretreffen in Hannover in den Casir-Gaststätten.
Pr.-Holland, Kretreffen in Hannover im Kurhaus Limmerbrunnen.
Lötzen, Kretreffen in Essen im Städtischen Saalbau.
1. September: Ebenrode, Kretreffen in Hamburg.
Gumbinnen, Kretreffen in Göttingen.
Insterberg, Kretreffen in Hamburg in der Mensa.
Johannsburg, Kretreffen in Dortmund in den Reinold-Gaststätten.
Mohrungen, Kretreffen in Hannover.
Schloßberg (Pilkallen), Kretreffen in Göttingen.
Braunsberg, Kretreffen mit 650-Jahr-Feier der Städte Mehlsack und Wormditt in der Patenstadt Münster (Westf.).
15./16. September, Königsberg-Stadt, Treffen zum zehnjährigen Bestehen der Patenschaft in der Patenstadt Duisburg.
23. September: Gumbinnen, Kretreffen in Hamburg.
30. September: Ebenrode, Kretreffen in Hannover.
Heilsberg, Haupttreffen in Köln im Gasthaus „Flora“.

Treffen der Ermländer in München am 1. Juli, 9 Uhr, im St.-Wolfgang-Heim (St.-Wolfgang-Platz 3) in München-Ost. Es spricht der ermländische Kapitularklarke.

SAMLÄNDER UND NATANGER!

Am 15. Juli findet in Essen-Steele im Stadtgartensaalbau ein gemeinschaftliches Treffen der Heimatkreise Königsberg-Land, Fischhausen, Labiau und Pr.-Eylau statt. Zu dieser Wiedersehensfeier werden alle ehemaligen Bewohner dieser Kreise, die jetzt in Nordrhein-Westfalen wohnen, herzlich eingeladen.

Die Kreisvertreter:

Teichert Lukas Gernhöfer von Elern

Angerapp

Das Hauptkretreffen in Mettmann am 19. und 20. Mal hat bei sehr guter Beteiligung und gutem Wetter stattgefunden. Nach meiner Rückkehr aus dem Urlaub werde ich darüber berichten.

Wilhelm Haegert, Kreisvertreter 4 Düsseldorf-Nord, Zaberner Straße 42

Allenstein-Stadt

Meine lieben Allensteiner! Der langerwartete Bildband Allenstein erscheint im Juli. Es hat eine Reihe von Schwierigkeiten gegeben, doch sie ist inzwischen gelöst. Ich danke allen recht herzlich, die uns Fotos eingeschickt haben.

Der Chef

Der Meister sagte nein. Also ging der Hüttenarbeiter zu seinem Chef, „Chef“, sagte er. „Kann ich diesmal zwei Stunden früher gehen? Wir üben ein Laienspiel ein. Ich würde da mit. Heute ist Probe.“ Der Chef besah sich den Fall. Er ist glücklich. „Wer macht das Laienspiel?“ fragte er. „Wir — von der landsmannschaftlichen Gruppe“, lautete die Antwort. „Ach ja“, erinnerte sich der Chef. „Du bist ja ein Ostpreuße.“ Er schweig einen Augenblick. Dann fragte er weiter: „Und warum macht ihr das Laienspiel?“ „Wir machen ein ostpreußisches Frühlingstest“, erklärte der Hüttenarbeiter. „Es wird gesungen, getanzt, und wir führen unser Spiel auf.“ Der Chef lächelte. „Das muß schön werden, wie?“ „Bestimmt doch“, nickte der Ostpreuße. „Wir veranstalten auch eine Tombola!“ „Tombola?“ Der Chef blickte interessiert auf. „Was gibt es denn da zu gewinnen?“ „Bücher, Schokolade und andere kleine Dinge, die unsere Landsleute spenden. Nicht jeder hat viel...“ Der Chef blickte nachdenklich vor sich hin. „Verstehe“, meinte er schließlich. Und seine Hand schlug auf die Schulter des Hüttenarbeiters. „Natürlich kannst du früher gehen!“ „Danke“, sagte der Landsmann. Als er dabei war, das Büro zu verlassen, rief ihn der Chef zurück. Der stand nun hinter seinem Schreibtisch. Umständlich hinterlegte er an einem Schubfach. „Können ihr auch Zigarren gebrauchen?“ „Wofür?“ „Für die Tombola natürlich“, sagte der Chef, der sich wieder aufgerichtet hatte. In seiner Hand hielt er eine Kiste Zigarren. „Ja, schon“, sagte der Ostpreuße. Aber er rührte sich nicht vom Fleck. „Nimm sie schon“, brummte der Chef. „Die sind bestimmt gut!“ Und unser Landsmann nahm die Kiste Zigarren. Sie war noch fest verschlossen. Dann sagte er ein zweites Mal: „Danke!“ Wieder wollte er gehen. Doch der Chef rief ihn erneut. Diesmal öffnete er seine Brietasche. Hinter der Lederlasche zog er einen Fünfzigmarkschein hervor. „Dafür könnt ihr noch was anderes kaufen...!“ „Aber...“ Der Chef winkte energisch ab. „Jetzt ist Schluss. Schließlich hab' ich mich auch noch um den Betrieb zu kümmern!“ Und der Chef nahm den Hut vom Haken und stülpte ihn eilig auf. Beim Hinausschreiten hörte ihn unser Landsmann von sich hinhinmurmeln: „Ostpreußen — das ist doch ein verdammt schönes Land.“



Zur Nachahmung empfohlen

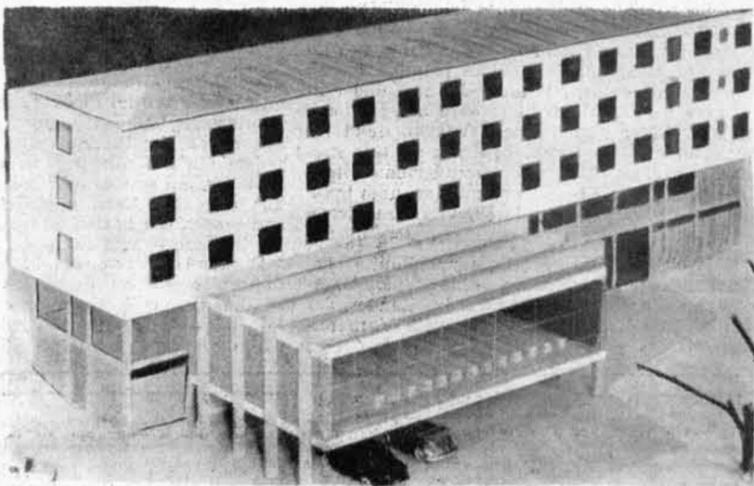
Primanerarbeit über Ostpreußen in Heidelberg Vorbildlich handelte der Primaner Olaf Lüdemann vom Kurfürst-Karl-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg, als er für die Jahresarbeit in Deutsch das Thema „Ostpreußen“ wählte.

Olaf sammelte den Stoff aus staatlichen und privaten Bibliotheken, von Organen der Vertriebenenverbände und aus Zeitungen und Zeitschriften. Das gab eine große Fülle von Material, das eine fleißige Arbeit erforderte. Olaf meisterte die Arbeit. Er beleuchtete das Problem „Ostpreußen“ von mehreren Gesichtspunkten her und bearbeitete unsere Heimat geographisch, historisch von den Anfängen bis zur Gegenwart, kulturgeschichtlich und vom wirtschaftlichen Aspekt her. Die Aufgabe, die zu bewältigen war, ergab ein Buch von 272 Seiten mit über 200 ausgesuchten Bildern und einer Anzahl selbstgefertigter Skizzen. So lieferte Olaf Lüdemann zum nicht geringen Erstaunen der Lehrkräfte ein gut gebundenes Werk mit geschmackvoll ausgestatteten Einbanddeckel ab. So etwas hätte das altertümliche über 500-jährige Gymnasium während der ganzen Zeit seines Bestehens noch nicht erlebt! Die fleißige Arbeit des Primaners verrät eine erstaunliche Sachkenntnis, deren stilistische Darbietung Einfühlungsvermögen und Liebe zu der Arbeit verraten. Es handelt sich dabei um die mit Abstand beste Jahresarbeit des Kurfürst-Karl-Friedrich-Gymnasiums. Das Prüfungsgremium war gerne bereit, der Arbeit die beste Note: „sehr gut“ zuzuerkennen. Der Primaner Lüdemann wurde in der Abschlusfeier des Gymnasiums vor der ganzen Schule lobend genannt und erhielt den für die beste Arbeit ausgesetzten Buchscheck.

Wir ostpreußischen Landsleute freuen uns mit dem begabten und eifrigen Schüler und gratulieren zu dem beachtlichen Erfolg. Olaf Lüdemann — ist kein Ostpreuße. Er wurde am 29. Januar 1943 in Klosterheide, Mark Brandenburg, geboren. Olaf Lüdemann hat vorbildlich gehandelt. Er wählte „Ostpreußen“, ohne selbst Ostpreuße zu sein. Als er seine Arbeit überreichte, erklärte er in seiner sympathischen Art: „Jetzt habe ich Ostpreußen erst recht lieben gelernt...“

Der BOST in Göttingen

Seit zehn Jahren rege Tätigkeit Freundeskreis unterstützt Albertinum-Pläne



Das Albertinum in Göttingen im Modell

Zu diesem Wohnheim werden auch ein Hörsaal und eine Bibliothek, die vorwiegend Ostliteratur wird, gehören.

Die Jugendverbände der Vertriebenen zählen heute zu den aktivsten der Bundesrepublik. Zu diesen Gruppen gehört auch die Göttinger studentische Vereinigung „Landsmannschaft Ordensland“, die in diesem Sommersemester auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Vor zehn Jahren war es noch der Tonfall, der den Kommilitonen den Landsmann erkennen ließ. Mit der Sammelaktion „Brüderhilfe Ost“ trat die neu gegründete „Hochschulgruppe Ostpreußen“ erstmalig in Göttingen an die Öffentlichkeit. Später wurde der Name in „Landsmannschaft Ordensland“ umgeändert. Grundtendenz der überparteilichen und konfessionell gebundenen Vereinigung ist es, dem ostpreußischen Element im akademischen Raum die ihm gebührende Geltung zu verschaffen und auch die Verpflichtung, die europäische Bedeutung der ehrwürdigen Alma mater zu Königsberg und ihrer wissenschaftlichen Leistungen im Bewußtsein der übrigen Studentenschaft wachzuhalten. Gründliche Kenntnis der gültigen staatsrechtlichen Verhältnisse in Ostdeutschland sollten einen Selbstverständnis sein. Vorträge und Diskussionen geben Gelegenheit, sich eingehend mit der Ideologie des Marxismus auseinanderzusetzen. Hinzu kommen die Fragen um die Oder-Neiße-Linie, Berlins und der sowjetisch besetzten Zone. Unter diesem Gesichtspunkt wird ein-

gehend die Tagespolitik verfolgt. Jegliche Verzichtstendenzen oder die Anerkennung Pankows werden klar und deutlich abgelehnt. Die Stärkung der westlichen Gemeinschaft und Verteidigungskraft wird hingegen angestrebt. Historische, soziologische, wirtschaftliche und kulturelle Themen im Veranstaltungskalender der Gruppe gestärkt, und das hier das geschichtliche Bewußtsein gestärkt und das ostdeutsche Kulturgut gepflegt wird.

Ist die Göttinger Gruppe seit sieben Jahren auch behelfsmäßig in einem Gartenhaus, der „Casa Prussia“, untergebracht, so wird der Bau des Albertinums in der Nähe des Göttinger Studentendorfes erheblich dazu beitragen, die Arbeit zu verstärken. Die Grundsteinlegung für dieses Wohnheim mit etwa 70 Einheiten, einem Hörsaal und einer geräumigen Bibliothek, die vorwiegend Ostliteratur beherbergen wird, soll noch in diesem Semester fallen. Tatkräftige Unterstützung bei diesen Plänen bietet der „Freundeskreis“, in dem sich in Göttingen unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat Pätzold alle ehemaligen Mitglieder der „Landsmannschaft Ordensland“ und die älteren ostpreußischen Akademiker zusammengeschlossen haben.

Höhepunkt der Veranstaltungen des Sommersemesters bildet die Ende Juli stattfindende Feier aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der ostdeutschen Studentengruppe in Göttingen. G. B.

Angemerkt

Tagebuch

Es gibt unscheinbare Bücher, die schwerer wiegen als eine ganze Bibliothek. Ich meine jene Bücher, in denen sich der Mensch, dessen Hand die Feder führt, offenbart.

Ein solches Tagebuch liegt vor mir. Es ist ein dickes Schreibheft. Der Einband ist aus schwarzer Pappe und hell gemasert. Auf dem schmucklosen Etikett steht: „Weißt du noch? Berichte aus den vergangenen Tagen — von 1944 und 1945.“

Der, der das Tagebuch über 94 Seiten in überlichen Druckbuchstaben geschrieben hat, war in jenen Jahren ein junger Mensch. In den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges bekam er noch den Stahlhelm aufgesetzt. So alt war er.

Auf den ersten vielen Sei-

ten schildert er die Flucht aus einem grenznahen Ort im Heimatkreis Neidenburg. Es ist seine Flucht — und die Flucht seiner vielen Landsleute. Wie mit einem Blitzlicht hat er all die Augenblicke gebannt, die ihn bewegten und die ihn leiden ließen. Seine Worte sind die eines Dokumentes. Nichts wird beschönigt und nichts verschwiegen. Es sind ehrliche Aufzeichnungen. Sie stehen unter dem Eindruck des Geschehens.

Heute ist der Neidenburger längst ein Mann im besten Alter. Er ist gelernter Anstreicher und arbeitet in einem Steinkohlenbergwerk im Kreise Moers. Er hat eine Frau und zwei Kinder. Und für diese Kinder hat unser Landsmann letzten Endes sein Tagebuch geführt — wie er uns mitteilt. Einiges Tages wird er seine Kinder über

die Tragödie, die sich in Ostpreußen abgespielt hat, unterrichten — genau und schonungslos. Sie sollen wissen, wie es war, als ihr Vater, damals selbst noch ein halbes Kind, aus dem Lande gejagt und geheimat wurde, das seine Heimat ist. Seine Kinder sollen von dem Unrecht lesen, von dem Unrecht, das in jeder Minute geschah, als ein Junge aus dem Kreise Neidenburg nichts weiter als sein Leben rettete.

Und in solch einem Falle hat ein Tagebuch einen unschätzbaren Wert. Denn nichts lördert mehr die Annahme unserer Jugend an dem Schicksal und Leidensweg einer ganzen Provinz als die persönlichen Aufzeichnungen eines Vaters oder einer Mutter, meint Ihr

Jop

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Aus den Silben be — da — den — ga — dei — del — drä — e — e — ern — gau — land — me — min — ger — il — in — kau — land — me — min — na — ne — ne — ne — nor — pe — ro — sah — sar — te — te — ter — tis — ti — sind 15 Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben (von oben nach unten gelesen) bezeichnen drei Seen in Ostpreußen.

Bedeutung der Wörter: 1. Milchfett, 2 männl. Rufname, 3. kleines Raubtier, 4. Flüßchen, aus der Heide kommend, 5 dient der Entwässerung, 6. Gegenteil von Ausland, 7. Angehöriger einer fremden Rasse, 8. Käsesorte, 9 Ort auf der Kurischen Nehrung, 10. was ist Neon?, 11. flaches Land, 12. Himmelsrichtung, 13. Fluß Nr. 3, 14. Einbringen der Feldfrüchte, 15. Fluß — verbindet Pregel und Kurisches Haff.

Rätsel-Lösung aus Folge 24

Silbenrätsel

1. Wisent, 2. Antenne, 3. Seal, 4. mausgrau, 5. Architekt, 6. Nachbar, 7. Nansen, 8. Idiom, 9. Cachenez, 10. Hehlwagen, 11. Titel, 12. Advent, 13. Ufer, 14. Farin, 15. Goldap, 16. Isolda, 17. berappen, 18. Tiepolo, 9 Innsbruck. Was man nicht aufgibt ist auch nicht verloren.

Aktion Wegweiser

Einen bemerkenswerten Vorschlag unterbreitet Tierarzt Walter Wehner aus Titting über Eichstätt in Bayern dem Ostpreußenblatt. Er schreibt unter anderem:

„Wenn jede landsmannschaftliche Gruppe fünfzig bis achtzig Mark aufbringt und dafür einen Wegweiser kauft oder herstellen läßt, auf dem die Entfernung nach Königsberg, Tilsit oder einer anderen Ostpreußen-Stadt steht, so wäre das eine öffentliche Demonstration von bleibendem Wert für unsere ostdeutsche Heimatprovinz. Diese Schilder müßten in den einzelnen Orten der landsmannschaftlichen Gruppen an Straßen oder an Zäunen von Landsleuten aufgestellt werden, deren Häuser an Ausfallstraßen liegen. Solche Aktionen wären für die einzelnen Mitglieder der Gruppen nicht einmal teuer!“

Grundsatzklärung Heimatvertriebener Studenten

Der Verband Heimatvertriebener und Geflüchteter Deutscher Studenten (VHDS) hat sich in einer Grundsatzklärung zur Wiedervereinigung Deutschlands im Rahmen einer europäischen Ordnung bekannt, die auch die Freiheit aller anderen europäischen Völker und die rechtmäßigen Grenzen ihrer Staaten garantiert. Der Verband tritt für das Selbstbestimmungsrecht ein und fordert, daß die Rückkehr Ostdeutschlands keine neue Vertreibung auslösen darf. Er fordert Schutz der Minderheitsrechte für alle Volksgruppen in fremden Staaten. Unter Bezugnahme auf die Charta der Heimatvertriebenen bekennt sich der Verband zum Verzicht auf Rache und gewaltsame Rückgewinnung der deutschen Ostprovinzen. (mid)

Unsere Leser schreiben zu

ANGEMERKT

Französische Kriegsgefangene

„... leider weiß ich nicht mehr die Namen der drei Franzosen. Ich weiß nur noch, daß einer von ihnen Lehrer war und aus Paris stammte. Es müßte aber, um sie ausfindig zu machen, genügen, wenn man die Tatsache angibt, daß alle drei ab Herbst 1940 bis Januar 1946 ununterbrochen nur beim Landwirt August Jäckel in Alt-Teschchen, Kreis Pr.-Holland, untergebracht waren und nur dort gearbeitet haben. Es hat ein jahrelang währendes, herzliches Verhältnis zwischen der Familie Jäckel und ihren Kriegsgefangenen bestanden. Ich würde mich freuen, wenn Sie es fertig brächten, mich mit diesen guten Franzosen in Verbindung zu bringen... (Kurt Wölk Ulmen/Eifel, Kreis Cochem/Mosel, Richthofenstraße 4.)

Briefmarken

„Ihr sehr lehrreicher Angemerkt-Artikel ‚Briefmarken‘ vom 5. Mai verdient eine Betrachtung auch nach einer anderen Seite hin. — Zu den Briefmarken aus Ulbrichts ‚DDR‘ und ihren Sammlern in der Bundesrepublik ist einiges zu sagen. Denn die ‚DDR‘ gehört mit Vorrang zu den Staaten, die den Sammlern das Geld aus der Tasche ziehen. Ihre Jahresproduktion an Sondermarken übersteigt weit das übliche Maß. Der Trick ist außerdem, daß jedem ‚Satz‘ (meist drei und mehr Werte) eine beliebige Marke als ‚Sperrwert‘ zu bezeichnen, deren Wert im Katalog besonders hoch angesetzt wird. Da in Sammlerkreisen der volle Satz erstrebt wird, zwingt man so den Sammler, diese willkürlich heraufgesetzte Marke mitzukaufen. Die ‚DDR‘ erhält auf diese Weise von den westlichen Sammlern wertvolle Devisen. Ihr Wert wird monatlich auf etwa 1 Million DM geschätzt. Und so finanziert der Käufer mit seinem Sammeln den Kampf gegen unsere Freiheit mit! Auch die ‚Kiloware‘ (fast ausnahmslos geringwertige Stücke) wird nicht nur vom sowjetischen ‚Postminister‘, sondern massenweise auch von dem kommunistischen Polen und der Tschechoslowakei auf den Markt gebracht. Obwohl ich anfangs nebenher auch Marken der ‚DDR‘ sammelte, habe ich aus dieser Erkenntnis heraus es sofort eingestellt. Vielleicht machen diese Ausführungen manchen Sammler nachdenklich und veranlassen ihn, das gleiche zu tun.“ (G. A. aus Göttingen)

Eine Brücke

„... bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich das Ostpreußenblatt sehr gern lese. Schon in Deutschland war es mir lieb und wert. Aber noch mehr lieb und wert ist es mir hier im Ausland. Das Ostpreußenblatt ist wirklich eine Brücke zur Heimat. Beim Lesen vergesse ich meine Umgebung. Dann bin ich immer ganz „daheim“ (Frau Elisabeth Kannel aus Lötzen, heute in 3011 Wattsburg Rd., Erie, Pennsylv., USA).

Heimatzeitung

„... und dann möchte ich Ihnen einmal sagen, daß ich unsere Heimatzeitung stets mit ganzem Interesse von der ersten bis zur letzten Seite lese. Mein Mann war Landwirt und Besitzer von Gut Bergel im Kreise Mohrungen. Er fiel als Offizier noch in den letzten Apriltagen 1945 in Holstein.“ (Frau Gertrud Witt, geb. Otto, 565 Solingen Klemens-Horn-Straße 18.)

Ostpreußische Sportmeldungen

Die ostpreußischen Studenten Hopp, v. Grodeck und Gebrüder Schepke wurden bekanntlich, nachdem sie bereits im Achter Deutscher und Europa-Meister geworden waren, auch in Rom Olympiasieger. Die Mannschaft ging auseinander. Die drei Kieler Studenten brachten es im Vierer mit Steuermann zur Meisterschaft, während v. Grodeck für Ratzburg erneut Meister im Einer wurde. Dagegen stand der Achter der Ratzburger gegen Berliner RC 1961 im Schatten. Als jetzt erstmalig 1962 die Achtermannschaften von Berlin und Ratzburg aufeinandertrafen und Ratzburg mit v. Grodeck im Boot fuhr, wurden die Ratzburger mit deutlichem Vorsprung bei der internationalen Duisburger Rudergatta zweimal Sieger. Der Ostpreuße v. Grodeck wird den Einer fallenlassen, wenn der Ratzburger Achter über die Deutsche Meisterschaft Deutschland auf der Weltmeisterschaft mit v. Grodeck im Boot erfolgreich vertreten will. — Der Kieler Vierer mit Hopp und den Gebrüdern Schepke hat sich bisher an keiner Regatta beteiligt. Es ist anzunehmen, daß dieser Meisterschaftsvierer für Deutschen Meisterschaft wieder seine alte Form haben wird und so auch Anwärter für die Weltmeisterschaften in Luzern bleibt.

Die Segelwettbewerbe anläßlich der Kieler Woche begannen mit der internationalen deutschen Starboot-Meisterschaft. Der Ostpreuße Bruno Spillert (Kiel), mehrfach Deutscher Meister und erfolgreicher Olympiateilnehmer 1960, war im Ziel nach erbittertem Kampf bei stärkster Konkurrenz knapp im Front.

„Chile kostete mich ein ganzes Semester!“ Das sagte der 24-jährige Ostpreuße Werner Oik (Insterburg), Maschinenbaustudent und Fußballvertragspieler in München. Oik gehörte bis einige Tage vor der Abreise nach Chile zu den 22 auserwählten Spielern für die Weltmeisterschaft. Dann wurde er, da er das Übungsspiel in Saarbrücken wegen einer Verletzung absagen mußte, nicht berücksichtigt. Er hat die Absicht, sich nicht mehr für die deutsche Nationalmannschaft zur Verfügung zu stellen.

Beim ersten Zusammentreffen der beiden weltbesten Kugelstoßerinnen gelang der Russin Press eine sensationeller Weltrekord von 18,55 m. Renate Garisch-Culmberger (Pillau-Rostock) war mit 17,29 m weit schlechter, hat aber bei ihrem gleichmäßigen Leistungen (17,34 m ihre deutsche Rekorde) die besten Aussichten auf eine Medaille bei den Europameisterschaften in Belgrad.

Manfred Kinder (Asco Kbg./Wuppertal) ist in dieser Saison noch nicht an seine Bestleistung von 45,8 Sek. herangekommen. In Berlin unterlag er dem Schweizer Bruder sowie dem Belgier Pennewaert. Kinders Zeit: 47,1 Sek.

Jochen Reske (Asco Kbg./Leverkusen) verbesserte sich über 400 m auf 47,4 und lief die 100 m in 10,7 Sek.

Der deutsche Hürdenmeister Klaus W 1111 m c z 1 k (Heilsberg/Leverkusen) steigerte sich über 110 m Hürden auf 14,4 Sek.

Gleichmäßig gute Leistungen zeigten die ostpreußischen Springer Peter Riebsahm (Pr.-Saml. Kbg./Mainz) im Hochsprung mit 2,05 m und Peter Bluhm (Asco Kbg./Tschöbe), der erst kürzlich mit 1,63 m ostpreußischen Rekord gesprungen war, beim internationalen Sportfest in Berlin mit 7,44 m im Weitersprung als bester deutscher Teilnehmer. (24. ostdeutscher Spoorwerfer Hermann Salomon, Danzig/Mainz, und Hans Schenk (26). Markestein/Leverkusen, überwarfen erneut die 70-m-Marke und erreichten 76,40 bzw. 71,27 m.

Der Alterssportler Eduard K a h 1 (Pr.-Saml. Kbg.), als Leichtathletik mit beachtlichen Leistungen hervorgetreten, wurde von Ulrich aus als Bürgermeister nach Metzingen (Württ) berufen. W. Ge.

Nidden im Jahre 1905

In Nidden wohnten schon vor dem Ersten Weltkrieg viele Maler in dem berühmten Gasthaus Blode. Das Dorf hatte damals eine Kirche, eine Schule und zwei Gasthäuser. Die Fischerhäuser standen mit dem Giebel nach der Dorfstraße zu. Sie waren blau angestrichen mit grünen Fensterläden, die Spitze des Giebels zierte ein geschnitzter Pferdekopf. Die Fischerfamilien pflegten in ihren kleinen Gärten die schönsten Blumen, besonders Malven.

Wir wurden damals — 1905 — noch ausgebootet. Das von Cranz kommende Schiff konnte in Nidden nicht anlegen, weil Nidden zu der Zeit noch keinen Hafen hatte. Der alte Fischer Fröse holte uns mit seinem Postkahn ab. Diese Umschiffung war nicht ganz leicht für uns Landratten, denn das Haff mit seinen kurzen Wellen hatte es in sich. Mit vielem Lachen, Zureden und kräftiger Hilfe gelang es uns aber, an Land zu kommen.

Wir wohnten in einem neuen Hause gegenüber der Pfarre. Nun folgten wundervolle Wochen für uns alle, besonders für mich. Wir genossen die salzige Seeluft, die frischen Zander, die Charla prächtig zubereitete, die geräuchernden Flunders, die wir selbst aus der primitiven Räuchererei am Strande holten. Sie hingen paarweise über einem Stock und kosteten damals 30 Pfennige.

Ich befreundete mich mit den Fischern, vor allem mit Wilm Fröse, fuhr mit ihnen aufs Haff hinaus zum Fischfang, half ihnen die frischen Flunders aus dem Gaddernetz mühsam herausnehmen, bespritzte die Segel. Einmal fuhr ich sogar zum Keiteln. Der „Keitel“ war ein großes Netz in der Art einer Zipfmütze. Er wurde ausgeworfen, die Segel wurden eingezogen, und nun trieb das Schiff steuerlos auf dem Wasser. Es schlingerte furchtbar. Ich wurde schwer seerkrank, fuhr aber immer wieder mit, denn an Land war ich gleich wieder gesund.

Meine Freundin Lotte und ich waren viel mit Maria Gulbis zusammen, einem jungen, schönen Niddener Mädchen, das eigenartige Gedichte verfaßte. Die Mädchen auf der Kurischen Nehrung waren meist hochgewachsen, blond und schön. Sehr genoß ich ihren Anblick beim Kirchgang, wenn sie die Volkstracht angelegt hatten. Sie gingen meist zu vieren die Dorfstraße entlang, an unserem Hause vorbei, den gewundenen Kirchweg hinauf zur Kirche, die hoch über dem Dorfe lag. Sie gingen bedächtig, jede hatte das Gesangbuch mit einem weißen Tüchlein und einem kleinen Blumenstraß in den Händen. Ich fand ihre Tracht sehr kleidsam, besonders die kleinen Pantoffeln mit hohen, roten Hacken.

Ich liebte es, den alten Fischern zuzuhören, wenn sie, mit der nie ausgehenden Pfeife im

Munde, von ihren weiten Seereisen erzählten. Manche kannten die ganze Welt. Die meisten hatten bei der Marine gedient.

Lotte streifte viel mit ihrem Malkasten umher. Die Landschaft der Nehrung bietet dem Maler unendlich viel Anregung und viele Motive. Ich glaube, auf der ganzen Welt gibt es wenige Landschaften, die so seltsam, so dem Göttlichen und der Ewigkeit nahe sind wie die Dünen. Wenn Lotte und ich den Anju Calvs bestiegen, so sahen wir nur zwei Farben: den gelben Sand und den blauen Himmel darüber. Von den hohen Dünenrücken erblickte man auf der einen Seite das Haff, auf der anderen Seite das Meer. Wir setzten uns ermüdet nieder, und wehender Sand strich mit leise singendem Ton an uns vorüber.

Als wir an einem Sonntagnachmittag in der Glasveranda saßen und Kaffee tranken, erschien Wilm Fröse im Sonntagsstaat — ich sollte mit ihm Karussell fahren, denn eine Luftschaukel war nach Nidden gekommen zur großen Freude der Jugend, die damals mit Vergnügungen nicht verwöhnt war. Ich ging mit und mußte in das Schaukelboot steigen, und die Runde begann.

„Wilm“, bat ich, „nicht so hoch!“, denn natürlich hatte er seinen Stolz und seine ganze Kraft eingesetzt. Wir flogen bis unter die Decke, und wenn wir herunterkamen, war ich fast soweit wie beim Keiteln. Wilm strahlte, brachte mich nach Hause, und ich bedanke mich sehr, war in Wahrheit aber froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Mit unseren Freunden unternahmen wir viele Bootsfahrten. Mitunter war der Maler Professor Georg Knorr dabei, wenn er sich die Zeit dazu gönnte, denn er malte viel. Außer vielen Landschaftsbildern und Motiven von der Kurischen Nehrung war er damals durch dekorative Gemälde für das Königsberger Regierungsgebäude und das Wilhelmsgymnasium bekannt geworden. Ich entsinne mich einiger seiner Bilder: Ein Fischerhaus auf einer hohen Düne — eine vom Winde zerstaute Kiefer — Strandhafer — darüber der blaublau Himmel — manchmal auch mit Gewitterwolken. Wundervoll zart und düftig in den Farben! Ich hätte gern einige dieser kleinen Bilder kopiert, denn das verstand ich gut. Und wirklich, Professor Knorr schickte später ein großes Paket mit verschiedenen seiner Originale, die mir besonders gefielen, nach Lyck. Ich hatte große Freude daran, vier von diesen Bildern zu kopieren.

Gelegentlich unserer Zusammenkünfte bei Blode wurde beschlossen, eine Simon-Dachfeier zu veranstalten, und zwar bei Zander, der den größten Saal hatte. Viele, viele Vorbereitungen!

Im ersten Teil sprach Professor Joost über Simon Dach. Die Schulkinder sangen „Annen von Tharau“ und sagte Gedichte auf. Der Lehrer dirigierte — er hatte die Einzelheiten der Feier vorbereitet.

Im zweiten Teil traten Fräulein von Brandt und ich auf. Es war die Zeit des Überbrettels. Ich schwärmte für Wolzogen und seine Frau, die damals diese Überbrettel-Lieder zur Laute sang und sehr gefeiert wurde.

Also, wir sangen und tanzten Überbrettel-Sachen, hatten uns mit Blumen schön zurechtgemacht; ich mit Malven im Haar. Ein Tanzduett gefiel besonders. Ich glaube, es hieß „Ein lustiger Knabe ist der Mai“ oder so ähnlich. Es war eine erdrückende Fülle im Saal, und die Fischer, Frauen und Männer, waren begeistert. Um zwölf Uhr wurde eine Kaffeetafel gedeckt. Joost feierten ihre Silberne Hochzeit, und Frau Joost holte die köstlichsten Kuchen herbei. Es gab viele Reden und Gratulationen.

Professor Joost wünschte sich von mir „Ruhe süß Liebchen aus“, „Die schöne Magelone“ von Brahms. Ich sang dieses Lied sehr gern, aber — in dem niedrigen Saal — in der Luft und in dem Rauch! Na, ich tat mein Möglichstes. Joost begleitete und freute sich. Spät gingen wir auseinander. Wilm Fröse und ein anderer junger Fischer brachten mich nach Hause. Wir wanderten die dämmerige Dorfstraße entlang, ich in der Mitte, und die beiden Fischer führten mich, hielten meine weichen, kleinen Hände in ihren großen, warmen, harten. Dieses schöne, beruhigende Gefühl, das von ihnen ausging, ist mir noch gegenwärtig.

Wir gingen nicht schlafen, denn wir reisten am nächsten Morgen ab. Zum Frühstück holte ich frische Brötchen. Der Bäcker hatte das Fest natürlich auch mitgefeiert. Er freute sich und lobte mich. Zum letzten Male frühstückten wir

Wenn man verreist . . .

Sofern Sie es nicht vorziehen, bei kürzerer Reisedauer das Abonnement zu Hause weiterlaufen zu lassen, können Sie auch am Ort Ihrer Reise das Ostpreußenblatt lesen. Postabonnenten beantragen bei ihrem Postamt einige Tage vor Reiseantritt die Überweisung der Zeitung an die Urlaubsanschrift (ebenso verfährt man übrigens bei jedem Wohnortwechsel). Kurz vor der Rückkehr untermittelt man in gleicher Weise das Postamt des Reiseortes. Die Post kann dann bei der Zustellung der Zeitung mit Ihnen „mitgehen“. Sollte trotzdem mal eine Folge ausbleiben, wird sie auf Wunsch gern von unserer Vertriebsabteilung (Hamburg 13, Postfach 8047) unter Streifenband übersandt.

in der einfachen Glasveranda, die uns so vertraut geworden war. Dann ging es an den Strand.

Es war ein wundervoller Morgen, ohne Wind. Das Haff lag spiegelblank. Alle unsere Freunde hatten sich zum Abschiednehmen versammelt. Ich erhielt von den Fischern zwei dicke Blumenkränze, die ich umhängen mußte. Der alte Fröse ruderte langsam aufs Haff — der Dampf war tete. Alles winkte, alle waren wehmütig und tief in Abschiedsstimmung versunken.

Wir standen oben auf dem Deck des Dampfers, und Nidden entschwand immer mehr und mehr unseren Blicken. Zuletzt war es noch ein köstliches Gemisch von ganz hellen, irisierenden Farben, wie venezianisches Glas — die sonnenbeschienenen Blumen — der zartblaue Himmel.

Paula Reinboth

Daher die reiche Beute!

Die Gemeinde Minge, am Haff gelegen und von vielen kleinen Flußläufen durchzogen, hat eine der besten Entenjagden Ostpreußens, aus welchem Grunde sie auch von vielen Jägern aufgesucht wurde. Eines Tages vor dem Ersten Weltkrieg kamen sieben Herren aus Heydekrug, der Jagdpächter und Krugwirt stellte jedem einen Kahn mit dem dazu gehörigen Schieber, auf den es sehr ankam (er mußte nicht nur mit dem Kahn umgehen verstehen, er sollte auch die besten Brutplätze und Jagdstellen kennen) — und auf ging's zur Jagd.

Der Amtsrichter aus H. hatte den gesuchtesten Führer, einen oft bestrafte Wilddieb Samel bekommen, und unterwegs entwickelte sich folgendes Gespräch: „Aber Samel, Sie sind schon wieder wegen Wilddieberei angeklagt,

können Sie das denn gar nicht lassen, es muß Ihnen doch schon Vergnügen machen, wenn Sie so mit Herren herumfahren können.“ S. sagte: „Herr Amtsrichter, so ganz hat selwige es doch nicht. Sie mußte bloß nicht immer so schlimm to mi sönd, da paar Ente und denn un wenn e Reh, dat moakt doch ok nuscht!“ Der Amtsrichter war doch anderer Meinung und sagte: „Samel, wenn Sie angezeigt sind, muß ich Sie auch bestrafen.“

Als sich zum Abend wieder alle am Krüge einfanden, erhob sich ein großes Hallo: Die Herren hatten sehr wenig geschossen, nur der Amtsrichter eine Unmenge. Auf die vielen Fragen, wie das möglich sei, antwortete von hinten grinsend Samel: „Wie weere ok ent Fiskalische!“

Unterricht

Das Königsberger Diakonissen-Mutterhaus der Barmherzigkeit auf Altenberg im Lahntal nimmt jederzeit auf:

1. junge Mädchen aus gutem ev. Hause von 16 Jahren an als Vorschülerinnen. Prakt. Jahr Vorbereitung auf Krankenpflegeschule usw.
2. Lerneinstreiterinnen und Schwesternhelferinnen von 17 Jahren an. Ausbildung als Diakonisse oder freie ev. Schwester.
3. Ältere Bewerberinnen. Abgekürzte Sonderausbildung für den Diakonissendienst.

Anfragen Diakonissen-Mutterhaus auf Altenberg, Kr. Wetzlar

Schwesternschülerinnen Kinderkrankenschwestern-Schülerinnen Vorschülerinnen

Die DRK-Schwesternschaft Wiesbaden, Schöne Aussicht 39, nimmt junge Mädchen mit guter Allgemeinbildung zur Ausbildung in der Kranken- und Kinderkrankenpflege auf. Außerdem können Vorschülerinnen — Mindestalter 16 J. — ihr hauswirtschaftliches Jahr in unserer Vorschule ableisten. Neben freier Station und Dienstkleidung wird Taschengeld gewährt. Kursbeginn jeweils 1. 4. und 1. 10.

Bekanntschäften

NRW. Solider Junggeselle, 35/1,68, ev., m. Eigentumswohnung, sucht anpassungsfäh. Fräulein. Zuschr. erb. u. Nr. 24 090 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, 52 J., ev., mit festem Arbeitspl., etwas hilfsbedürftig, sucht eine ländl. alleinst. tücht. Frau od. ält. Mädchen zu Haushaltsführung, kennenzulernen. Zuschr. erb. u. Nr. 24 053 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpr., Witwer, Geschäftsmann, 47/1,71, blond, jugendl. Erscheinung, 11- u. 17jähr. Töchter, m. Schulbildung, mod. Lebensmittelsch., 2-Fam.-Haus m. voll. Einrichtung, gut aussch. Fräulein od. Witwe ohne Anh., aus ländl. Umgebung, v. 28 b. 35 J., m. Kenntnissen für Haushalt u. Geschäft, zu baldig. Heirat kennenzulernen. Ernstgem. Bildzusr. erb. u. Nr. 24 121 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Tüchtiger u. strebs. ostpr. Bauernsohn, 42/1,78, bld., Witwer m. zwei Kindern, im Raum Lübeck, sucht tücht. alleinsteh., gesunde, ostpr. Bauerntochter, a. alleinst. Witwe od. Spätaussiedlerin a. gt. Hause, pass. Alters, die gute Frau, Mutter u. tücht. Bäuerin sein möchte, f. neuzeitl., techn. u. mod. einger. 80-Morg.-Hof (geschiedl. zweckl.). Nur ernstgem. Bildzusr. (zur.) erb. u. Nr. 24 097 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Beamter sucht eine ostpr. Frau od. Mädchen, ohne Anh., m. angen. Äußer., Anf. 60, zw. gemeinsam. Haushaltsführung, Zuschr. erb. u. Nr. 23 975 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, Stenotypistin, 24/1,68, ev., dkl., wünscht zw. spät. Heirat die Bekanntschaft eines geb. Herrn. Bildzusr. erb. unter Nr. 24 065 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, 32/1,62, ev., dkl., aus gt. Hause, wünscht netten Herrn, 32 b. 40 J. (Angest. u. Beamter bevorzugt) zw. spät. Heirat kennenzulernen. Bildzusr. erb. u. Nr. 23 952 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Kontoristin (41) sucht christl. ges. netten Herrn als Lebenskameraden kennenzulernen. Zuschr. erb. u. Nr. 23 820 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, seit 1968 im Westen. Wo finde ich einen lieb., charakterf. Lebensgefährten aus Ostpreußen? Bin 23/1,66, dklbl., berufstätig in Reutlingen. Ernstgem. Bildzusr. erb. u. Nr. 23 953 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Kriegerwitwe, 50/1,55, ev., ohne Anhang, gt. u. jung aussch., braune Augen, dkl. Haar, zuverl. Hausfrau, d. Alleinsteh. müde, möchte einem alleinst. Herrn den Haushalt führen, bei Sympathie Heirat. Zuschr. erb. u. Nr. 24 062 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Schuldlos geschied. Frau, gt. auss., nicht unvermögl., wünscht älteren Herrn m. Charakter i. ges. Pos. kennenzulernen. Zuschr. erb. u. Nr. 23 973 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Leistungsgefuge!



a. besten Zuchten. Zum Vers. kommen nur ausges. robuste u. kernges. Tiere aus pullorumfr. Beständen m. hoher Legeleistung. Wb. Legh., rebf. Ital. u. Kreuzungen, 95-100% Hg. 3-4 Wo. 1,80; 4-5 Wo. 2,10; 5-6 Wo. 2,40 DM. 100% Hg.: 6 Wo. 2,80; 8 Wo. 3,90; 10 Wo. 4,40; 12 Wo. 4,90; 14 Wo. 5,40; 16 Wo. 5,90 DM. Hähne halber Preis. Masthähnen: 3-4 Wo. 0,50; 4-5 Wo. 0,70; 5-6 Wo. 0,90 DM. Leb. Ank. gar. Vers. Nachn. Bahnst. angeben. Bei Nichtgef. Rückn. a. m. Kost. innerh. 5 Tg., dah. k. Risiko f. d. Käufer. Geflügelzucht Willi Hellmich, 4815 Sende über Bielefeld 2, Grenzweg 26/213.

Stellenangebote

Kfz.-Schlosser für 2- und 4-Rad geg. Höchstlohn in Dauerstellung gesucht. Wohnung wird gestellt. Autohaus Weber, 505 Porz (Rhein), Kaiserstraße 88.

Für 500 Morg. Grünlandbetrieb in Irland gesucht

Mitarbeiter selbständiger Verwalter

(in Pferdeaufzucht erfahrener Bewerber bevorzugt). Lückenloser Lebenslauf mit Zeugnissen an Dr. Martin Andree, Gestüt Römerhof, Lechenich bei Köln.

Gratisprospekt — Bis zu 1000,— DM monatlich durch eigenen leichten Postversand zu Hause in Ihrer „Freizeit“ anfordern von E. Altmann KG., Abt. XD 174, Hbg. 39.

INS AUSLAND?

Mögl. in USA und 26 anderen Ländern! Ford. Sie unser „Wann? Wohin? Wie?“ Programm gratis portofrei von International Contacts, Abt. 955, Hamburg 36

Freizeitarbeit (Nebenverdienst), selbständig, bietet Kuhfuß (4) Düsseldorf 1, Postfach.

Freudliches Mädchen

i. angenehme Dauerstellung gesucht. Hoher Lohn, Familienanschluss, Reisevergütung. 7732 Niederschach (Schwarzwald), Postfach 7.

Ältere, alleinstehende Dame auf d. Lande, 5 km zur Stadt Soest in Westfalen, Busverbindung, sucht zum 1. September d. J. oder spät. zur Betreuung des gepflegt. Haushaltes geeign. Kraft, auch Flüchtling oder Rentnerin. Vertrauensstellung. Kleiner Neubau, Ölheizung, eigenes gemütl. Zimmer, großzügige Freizeit. Zuschr. erb. u. Nr. 24 210 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Maschinenschreiben

werden Sie sicher beherrschen. Stenographiekenntnisse brauchen Sie nicht unbedingt, wenn Sie in der

Zentrale unseres Büros

tätig sind. Ihnen bietet sich ein vielseitiges Arbeitsgebiet von Schreib- und Büroarbeiten aller Art bis zur Bedienung der Telefonzentrale. Auch wenn Sie Anfängerin sind, stellen wir Sie gerne — besonders, wenn Sie aus Ostpreußen stammen — in unserem Hamburger Büro ein. Wenn Sie Stenographie nicht beherrschen, können wir Sie auch im

Vertrieb

unserer großen Wochenzeitung verwenden. Senden Sie uns bitte Lichtbild und Lebenslauf und teilen Sie uns mit, welches Gehalt Sie erwarten. Zuschriften erb. u. Nr. 22 792 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Gutausgebildet

Krankenschwestern

finden befriedigende Tätigkeit in den Städt. Krankenanstalten Wiesbaden. Besoldung erfolgt nach tariflicher Vereinbarung. Gute Unterbringung und Verpflegung sind gewährleistet. Bewerbung mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften an die DRK-Schwesternschaft Wiesbaden, Schöne Aussicht 39, oder direkt an die Oberschwester in den Städt. Krankenanstalten, Wiesbaden, Schwalbacher Straße 82.

Zeitungsbetrieb

Wollen Sie einmal die vielseitige und interessante Arbeit in einem kennenlernen? Bewerben Sie sich bei uns. Wir suchen ab sofort eine perfekte Stenotypistin für die Schriftleitung einer großen Wochenzeitung in Hamburg. Wenn Sie Ostpreußen sind, werden Sie sich bei uns besonders wohl fühlen. Legen Sie Ihrem Brief bitte ein Lichtbild und einen Lebenslauf bei und teilen Sie uns mit, welches Gehalt Sie erwarten. Zuschr. erb. u. Nr. 22 791 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Kinderkrankenschwestern

Günstige Arbeits- u. Gehaltsbedingungen, gute Wohnmöglichkeiten. Bewerbungsunterlagen an die Oberin, Krefeld, Höhenzollerstraße 91.

Deutliche Schrift verhindert Satzfehler!

Für unser Büro in Hamburg suchen wir eine zuverlässige, kräftige weibliche

Packkraft

für unsere Paketaktion. Ostpreußinnen bevorzugt. Angebote unter Angabe der Gehaltsansprüche erbelen u. Nr. 21477 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., 2 Hamburg 13

Wirtschafterin

für Landhaus in Oberbayern, Nähe Prien (Chiemsee), 2-Person-Haushalt, m. Ölheizung, zum September 1962 gesucht. Bewerbungen mit Gehaltsansprüchen sind zu richten unter Nr. 24 188 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Stellengesuche

Rentnerin, 67 J., ev.-luth., noch sehr rüst., möchte alleinst. Herrn od. Dame betreuen. Angeb. erb. u. Nr. 24 054 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Einer der modernsten Honegger-Vermehrungsbetriebe ladet zur Besichtigung von 30 000 Jungenten und Küken unverbindlich ein.

Amerik. Spitzen-Hybriden

brachten höchsten Gewinn

HONEGGER

305 Eier in 350 Tagen
Nur mit Plombe u. Garantie-Schein
Futterverbr. 147 g je Ei • Verlüste 2,5%
• Eiquot. 78% AA • Körpergew. 200g
Eintagsküken 98% HG 3,30
Jgh. 4Wo. 6Wo. 8Wo. 10Wo. 12Wo.
5,- 6,25 7,50 8,50 9,50

Teilzahlung möglich, 5000 Legehähne u. legende Tiere vorrätig. Ab 20 Jungfr. frachtfrei Fachberatung für Aufzucht u. Haltung sowie Stallbau u. Einrichtung usw. erfolgt kostenlos.

HONEGGER-Vermehrungsbetrieb
Leo Förster • Westenhof 11
üb. Paderborn • Ruf Neuenkirchen 976

Fern der Heimat muß ich sterben, die ich, ach, so heiß geliebt, doch ich bin dort hingegangen, wo es keinen Schmerz mehr gibt.

Nach langer Krankheit, doch plötzlich und unerwartet, nahm Gott der Herr am Himmelfahrtstag unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Auguste Kuhnke

geb. Markowski

im Alter von 84 Jahren zu sich in sein Reich.

In stiller Trauer

Familie Fritz Hayn, Familie Horst Kuhnke, Familie Heinz Hansen, Familie Joseph Leinweber, Gottlieb Markowski als Vater

Rettersen, Möglin, Köln, Markelfingen den 6. Juni 1962

Beerdigung hat stattgefunden

Am 2. Juni 1962 entschlief nach langer, schwerer Krankheit meine liebe Frau, Mutter und Oma

Auguste Gollub

geb. Moczarski

im Alter von 78 Jahren.

In stiller Trauer Johann Gollub, Erna Saborowski, geb. Gollub, Ulrich Saborowski

Köln-Mülheim, Herler Straße 13 früher Sattiken, Kreis Treuburg

Unsere herzensgute Mutter, liebe Omi, Schwester und Tante

Helene Lottermoser

geb. Henseleit

Ist am 3. Mai 1962 im Alter von 77 Jahren völlig unerwartet für immer von uns gegangen. Ihr Leben war erfüllt in Liebe für uns.

In tiefem Schmerz im Namen aller Angehörigen Magdalene Sakuth, geb. Lottermoser

Hamburg 1, Große Bäckerstraße 4 früher Taltten, Kreis Sensburg

Wir haben sie am 9. Mai 1962 in Ohlsdorf zur letzten Ruhe gebettet.

Meine liebe Frau, unsere gute Mutter, unsere treue Schwägerin, Nichte, Kusine und Tante

Margot Huchzermeyer

geb. Bewer

Ist nach kurzer tödlicher Krankheit im 54. Lebensjahre ganz plötzlich entschlafen.

Im Namen der Familie

Wilhelm Huchzermeyer, Hermann und Wilfried

Hamburg-Rissen, Fruteweg 26, den 15. Juni 1962

Die Beerdigung hat auf dem Blankeneser Friedhof in Sülldorf stattgefunden.



Arbeit war Dein Leben, nie dachtest Du an Dich, nur für die Deinen streben, war Deine höchste Pflicht.

Plötzlich und unerwartet nahm Gott der Herr meinen innigstgeliebten Mann, unseren herzensguten, treusorgenden Vater, Bruder, Schwager und Onkel

Walter Rohloff

im Alter von 61 Jahren zu sich in sein ewiges Reich.

In tiefem Schmerz

Berta Rohloff, Irene und Sieglinde Rohloff, Martin Preuß, Familie Arthur Rohloff

Köln-Vingst, Kuthstraße 96, den 8. Juni 1962 früher Windberge (Baubeln), Ostpreußen

Fern seiner unvergessenen ostpreußischen Heimat ist am 12. Juni 1962 nach schwerer Krankheit im Alter von 86 Jahren mein lieber Mann, unser herzensguter Vater und Opi, der

Oberlokkführer a. D.

Alfred Dziengel

für immer von uns gegangen.

Er folgte seinen Söhnen Alfred und Hans.

In tiefem Schmerz

Gertrude Dziengel, geb. Bensch, Berlin-Lichterfelde, Hortensienstraße 29, Ursula Nothmann, geb. Dziengel, Berlin-Lichterfelde, Kadettenweg 1, Peter Dziengel, Berlin-Steglitz, Steglitzer Damm 113c und die Schwieger- und Enkelkinder

früher Lyck, Ostpreußen, Bismarckstraße 39

Am 5. Juni 1962 entschlief im Alter von 65 Jahren plötzlich und unerwartet mein lieber Mann, treusorgender Vater, Opi, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel

Lehrer a. D.

Franz Natou

In stiller Trauer

Frieda Natou, geb. Schaguhn, Martin Natou mit Familie

896 Kempton (Allgäu), Freudenberg 6 früher Herdenau/Elchniederung

Fern ihrer geliebten Heimat ging am 5. Juni 1962 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Schwester

Charlotte Paetzel

verw. Kleinfeld, geb. Meitz, fr. Altenberg b. Königsberg Pr. nach schwerer Krankheit, im sechzigsten Lebensjahre stehend, für immer von uns

In Dankbarkeit und tiefer Trauer

Willy Kleinfeld und Familie, Christel Lerch, geb. Kleinfeld und Familie, Gertrud Mohrke, geb. Kleinfeld, und Familie, Eva Mitscher, geb. Paetzel und Familie, Heinz Paetzel und Familie, Renate Mitscher, geb. Paetzel und Familie, Inge Frobose, geb. Paetzel und Familie

3001 Koldingen, Drostei 3

Du armes Herz hernieden von manchem Sturm bewegt, erlangst den wahren Frieden, erst wenn du nicht mehr schlägst.

Fern ihrer geliebten Heimat verstarb heute nach langem Leiden unsere liebe Mutter und Schwiegermutter, unsere gute Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Auguste Friedrich

geb. Pakulat

im Alter von 88 Jahren. Ein Leben, reich an Liebe und Arbeit für die Ihrigen ging für immer von uns.

In tiefer Trauer

Geschwister Friedrich und Familien und alle übrigen Anverwandten

Leverkusen-Küppersteg, Fürstenbergstraße 39, früher Lindenhau, Kreis Schloßberg, Ostpreußen

Die Beerdigung hat am 12. Juni 1962 stattgefunden.

Heute verstarb nach geduldig ertragenem Leiden mein lieber Mann, unser guter Vater und gütiger Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Wertinspektor i. R.

Willibald Weissflug

im Alter von 73 Jahren.

In tiefer Trauer

Friedel Weissflug, geb. Meyer, Dr. Walter Regel und Frau Inge, geb. Weissflug, Sabine und Gisela

Rüsselsheim, Hugo-Junker-Straße 8, den 15. Juni 1962 früher Pillau und Memel

Am 11. Juni 1962 entschlief sanft im gesegneten Alter von 88 Jahren unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel

Bauer

August Höfer

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen

Minna Loleit, geb. Höfer

Langlingen 61, Kreis Celle, früher Rodebach (Enzungen), Kreis Ebenrode

Müh' und Arbeit war Dein Leben, Ruhe hat Dir Gott gegeben.

Heute entschlief nach längerer, schwerer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwägerin und Tante, Frau

Bertha Reh

geb. Thal

im Alter von 73 Jahren.

In stiller Trauer

Ernst Reh, Otto Reh, Frieda Widder, geb. Reh, Erich Reh und die Anverwandten

Düsseldorf, Bremen, Tündern, Offenbacher Weg 36 (b. Widder) den 12. Juni 1962, früher Hohenwalde, Ostpreußen

Die Beerdigung fand Freitag, den 15. Juni 1962, 11 Uhr, von der Kapelle des Ellerfriedhofes aus statt.

Geliebt, beweint und unvergessen!

Nach siebzehnjähriger Ungewissheit erhielten wir vom russischen Roten Kreuz die Nachricht, daß mein lieber Sohn, unser guter Bruder

Erwin Willuweit

am 17. September 1945 im Alter von 16 Jahren in Rußland verstorben ist.

In stillem Gedenken namens der Angehörigen

Meta Willuweit, geb. Alex, Erich und Klaus Willuweit

Dabringhausen, im Juni 1962, Schmelmer Straße 24, früher Grenzberg, Kr. Elchniederung, Ostpreußen

Am Pfingstsonntag verstarb nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann, Vater und Großvater

Johann Hinz

im 77. Lebensjahre.

In tiefer Trauer

Eliese Hinz, geb. Schimmelpfennig, Eise Zillgith, geb. Hinz, Brigitte und Klaus als Enkelkinder

Oberweiler, den 10. Juni 1962, früher Katzdorf, Kreis Mohrungen

Plötzlich und unerwartet entschlief am 30. Mai 1962 unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater

Gustav Heilsberger

im 78. Lebensjahre.

Er wird uns unvergessen bleiben.

In tiefer Trauer

Familie Walter Heilsberger

Rosebruch, den 6. Juni 1962, früher Klein-Proberg, Kreis Sensburg, Ostpreußen

Am 25. Mai 1962 nahm Gott der Herr meinen lieben Mann, guten Vater, Schwiegervater, unseren lieben Opa, Bruder und Onkel

August Wilhelm

im gesegneten Alter von 91 Jahren zu sich in sein Reich.

In stiller Trauer

Therese Wilhelm, geb. Schink, Anna Lingenfelder, geb. Wilhelm, Karl Lingenfelder, Enkelkinder und Anverwandte

Duisburg, Königsberger Allee 75, früher Lisettenfeld, Kreis Bartenstein, Ostpreußen

Am 1. Juni 1962 starb plötzlich und unerwartet nach längerem Leiden mein lieber Mann, unser Vater, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel

Wilhelm Ohlendorf

im Alter von 77 Jahren.

In stiller Trauer

Helene Ohlendorf, geb. Weiß, Horst Ohlendorf und Frau, geb. Basmer, Gerhard Ohlendorf

Breitenbach über Waldmohr (Pfalz), Bamberger Hof 8, früher Altmühle, Kr. Elchniederung, Ostpreußen

Nach längerem Leiden entschlief plötzlich und unerwartet mein lieber Mann, unser guter Schwager und Onkel, der

Stellmachermeister

Gottfried Dyck

im 77. Lebensjahre.

In stiller Trauer im Namen der Angehörigen

Marie Dyck, geb. Westphal

Eckernförde, den 8. Juni 1962, Riesebyer Straße 1a, früher Wormditt

Die Beerdigung fand am Dienstag, dem 12. Juni 1962, um 15 Uhr von der Borbyer Kirche aus statt.

Ausgelitten hab' ich nun, bin am frohen Ziele, von den Leiden auszuruh'n, die ich nicht mehr fühle.

Nach geduldig ertragenem, schwerem Leiden entschlief am 3. Juni 1962 meine liebe Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Gertrud Preiß

geb. Krispin

früher Jagdhof, Kr. Johannisburg, Ostpreußen, im 40. Lebensjahre.

In stiller Trauer im Namen aller Angehörigen

Gottfried Krispin

Kaiserslautern, den 12. Juni 1962, Bännjerstraße 103

Gott der Herr nahm heute meinen geliebten Mann, unseren herzensguten Vater

Dr. med. Eberhard Gaden

im 46. Lebensjahre zu sich in sein Reich.

Er folgte nach vierzehn Monaten seiner Mutter, Frau

Irene Gaden

geb. Kalau v. Hofe-Glautienen

nach achtzehn Monaten seiner Schwester, Frau

Selitta Corsepius - Gintieden

nach zwei Jahren seinem Vater

Walter Gaden - Glautienen

und nach drei Jahren seinem Schwager

Ernst Corsepius - Gintieden

in die Ewigkeit.

In stiller Wehmut und mit tiefer Dankbarkeit für ein schönes Leben

Brigitte Gaden, geb. Thimm
Wolfram und Sybille Gaden
Claire Weinsziehr, geb. Gaden
früher Königsberg Pr.
Ernst-Eberhard Corsepius
Glesendorf bei Bergheim/Erft
Felicitas Oepen, geb. Corsepius
Viola, Roswitha und Carola Corsepius

Wolfsburg, Amselweg 2 früher Rittergut Gr.-Lonschken, Kreis Gerdauen, Ostpreußen

Am 13. Juni 1962 verstarb das Vorstandsmitglied unseres Arbeitskreises

Oberpräsident a. D.

Dr. Wilhelm Kutscher

Bis zu seinem hohen Alter von 85 Jahren war er unermüdet und namentlich für seine ostdeutsche Heimat tätig. In Pommern geboren und dort bis zum Zusammenbruch wohnhaft, fühlte er sich mit Ostpreußen als dessen letzter Oberpräsident aus der preußischen Verwaltung auf das engste verbunden.

Dem Vorstand hat der Heimgegangene fast ein Jahrzehnt angehört. Auch diese Aufgaben in schwerer Zeit nahm er als Dienst an seinem Staate und dessen Zukunft. Hierbei ließ er sich leiten von der Überzeugung, daß es die Aufgabe jedes Staatsbürgers ist, den Rechten des Gemeinwesens und seiner Menschen Achtung zu verschaffen. Die Erfahrungen seines reichen Lebens stellte er stets selbstlos zur Verfügung. Er war uns zugleich in seiner menschlichen Güte ein aufrichtiger Freund und bleibt uns ein Vorbild echten Preußentums, daß er uns in seiner unerschütterlichen Treue zum Vaterlande und in seinem festen christlichen Glauben vorlebte.

Der Göttinger Arbeitskreis e. V.

Der Präsident

Prof. Dr. jur. Herbert Kraus

Am 3. Juni 1962 verschied plötzlich an Herzschlag im 71. Lebensjahre, fern seiner geliebten Heimat, mein lieber Mann und guter Papa, mein lieber Schwiegersohn, Schwiegervater, Schwager und Onkel

Richard Grotzek

Polizei-Inspektor i. R.

In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen

Lisbeth Grotzek

2 HH-Stellingen, den 13. Juni 1962
früher Neidenburg, Ostpreußen, Kölner Straße 5

DAS OSTPREUSSENBLATT
die Zeitung für
FAMILIENANZEIGEN

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am Sonnabend, dem 9. Juni 1962, mein lieber Mann, unser guter Schwiegervater und Opa

Revierförster i. R.

Paul Brauer

im Alter von 72 Jahren.

In stiller Trauer im Namen der Familie

Olga Brauer, geb. Wollert

Preetz, Birkenweg 31a
früher Revierförsterei Siebeneichen, Kreis Schloßberg, Ostpr.

Die Beerdigung hat auf dem Friedhof in Preetz am 13. Juni 1962 stattgefunden.

Nach langem Leiden, das er sich in russischer Kriegsgefangenschaft zugezogen hat, verstarb in Kiel unser Gemeinschaftsvertreter

Konrektor

Kurt Quednau

Wir danken ihm für seine jahrelange treue Mitarbeit weit über das Grab hinaus.

DIE HEIMATGEMEINSCHAFT DER SEESTADT PILLAU



Er hat meine Seele erlöst, daß sie nicht führe ins Verderben, sondern mein Leben das Licht sehe. Hiob 33, 28

Gott der Herr nahm uns am 4. Juni 1962 nach einem arbeitsreichen Leben, fern seiner geliebten, ostpreußischen Heimat, meinen lieben Mann, unseren guten Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Franz Kasimir

Postbetriebsassistent i. R.

im Alter von 72 Jahren.

In stiller Trauer im Namen aller Angehörigen

Ida Kasimir, geb. Wolff

33 Braunschweig, Klagenfurter Straße 13
früher Schloßberg, Ostpreußen, Tilsiter Straße 58



Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb am 1. Juni 1962 im Alter von 47 Jahren mein lieber Mann, unser Schwager, Onkel, Vetter und Neffe

Steuer-Oberinspektor

Willy Rausch

In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen

Martha Rausch, geb. Staschullis

404 Neuß (Rhein), Furtherstraße 147
früher Tilsit, Jägerstraße 1

Die Beerdigung fand am 6. Juni 1962 in Neuß (Rhein) statt.



Der Tod riß aus unseren Reihen unseren lieben Bundesbruder

Leonhard Siegel

Studienrat i. R.

Neuß, früher Allenstein

rec. 21. 4. 1903 — gest. 5. 2. 1962

R. i. p.

K. D. St. V. Tuisconia-Königsberg zu Bonn im CV

Für die Altherrenschaft Für die Aktivitas
Dr. Ernst Behrendt stud. phil. Gerhard Seel

Heute, 13.15 Uhr, entschlief nach langer, schwerer Krankheit, fern seiner geliebten Heimat, mein lieber Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel, der frühere

Landwirt

Paul Esau

im Alter von 78 Jahren.

In stiller Trauer

Helene Esau, geb. Bonacker
Kurt Esau und Frau Betty, geb. Grinsch
Horst Büchler und Frau Ruth, geb. Esau
Rev.-Förster Willi Dettke und Frau Anneliese, geb. Esau
Oberleutnant Louis Rubbel und Frau Christel, geb. Esau
Enkel, Urenkel und Anverwandte

Duisburg, Mecklenburg, Neuß, Itzehoe, den 8. Juni 1962
Heckenstraße 60

Die Beerdigung hat Mittwoch, 13. Juni 1962, um 14 Uhr von der Kapelle des Waldfriedhofes in Duisburg, Düsseldorf-er Straße, aus stattgefunden.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Plötzlich und unerwartet verstarb nach längerer Krankheit meine liebe Frau

Ida Weiß

geb. Senk

langjährige Organistin und Chorleiterin der Kirchengemeinde Königshöhe, Kreis Lötzen

im Alter von 72 Jahren.

In tiefer Trauer

Martin Weiß, Gatte und Anverwandten

Frankenberg (Eder), Linnertorstraße 9

Der Herr über Leben und Tod nahm heute unser geliebtes, bestes Mütchen, unsere gütige Schwiegermutter, unser liebes, gutes Omchen, Schwägerin, Tante und Urgroßmutter, Frau

Luise Wellner (Woyciechowski)

geb. Preuschel

aus Johannisburg, Ostpreußen, Terpitzstraße 12

nach längerem, geduldig ertragenem Leiden und einem erfüllten christlichen Leben, im Alter von 86 Jahren in sein ewiges Reich.

Für uns lebt sie weiter als Vorbild selbstloser Liebe und größter Herzengüte. Die Sehnsucht nach ihrer verlorenen ostpreußischen Heimat und das Vertriebenenschicksal umschatteten ihre Lebensfreude.

In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen

Elisabeth Wellner

Altenkirchen (Westerwald), den 6. Juni 1962
Quengelstraße 9

Die Beerdigung hat am 9. Juni 1962 in Altenkirchen stattgefunden.

Am 6. Juni 1962 starb nach langem Leiden und dennoch ganz plötzlich meine liebe Frau, Schwester, Schwägerin und Tante

Auguste Hellmig

geb. Dreyer

im Alter von 69 Jahren.

Sie folgte nach 17 Jahren ihrem im Februar 1945 bei Kiewe gefallenen geliebten, einzigen Sohn, dem

Unteroffizier

Paul Hellmig

in die Ewigkeit.

In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen

Franz Hellmig

42 Oberhausen (Rheinland), Scherershof 7
früher Marienwalde, Kreis Rastenburg

Helmut Bohm

geb. 28. 7. 1901 gest. 27. 5. 1962

Mein treuer Lebenskamerad in guten und schweren Tagen, unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater, Schwager und Onkel ist heimgegangen.

In stiller Trauer

Margarete Bohm, geb. Schumacher
Gerhard Hein und Frau Barbara
geb. Bohm
Jürgen Bohm und Frau Hanne
geb. Schuberl
und Marita als Enkelkind

4 Düsseldorf-Urdenbach, Töpferstraße 14
früher Cranz, Ostpreußen, Fritz-Tschierse-Straße 13

Am 5. Juni 1962 entschlief meine liebe Mutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Hedwig Dehn

geb. Kroll

im 79. Lebensjahre.

In stiller Trauer

Johanna Dehn und alle, die sie lieb und gern hatten

Lübeck-Kücknitz, Am Galgenberg 40
früher Nattkischken, Kreis Tilsit-Ragnit

Die Beisetzung hat am Freitag, dem 8. Juni 1962, auf dem Friedhof in Lübeck-Kücknitz stattgefunden.